Die Wartburg

Deutsch-evangelische Monatsschrift

29. Jahrgang — Heft 12

Aus dem Inhalt

D. Fahrenhorst, Zur Frage des Vertrages zwischen der evangelischen Kirche und der preußischen Staatsregierung / Ohlemüller, Papst und Weltkrieg / Professor D. Richard Hoffmann, Die göttliche Vorherbestimmung nach der Lehre des Paulus / Otto Michaelis, Gustav Anrich † / D. Hochstetter, Die Los von Rom-Bewegung im ehemaligen Oesterreich im Jahre 1929 / Generalsuperintendent D. M. Schian, Umschau

Herausgegeben von D. Fahrenhorst-Berlin
und D. Hochstetter-Berlin-Niederschönhausen

Verlag des Evangelischen Bundes
Berlin W 10

Dezember 1930

(IV 52)

28 DEZ 1930
[?] STAATSBIBLIOTHEK

Inhaltsverzeichnis.

1. D. Fahrenhorst, Zur Frage des Vertrages zwischen der evangelischen Kirche und der preußischen Staatsregierung . . . . Seite 441
2. Ohlemüller, Papst und Weltkrieg . . . . „ 443
3. Professor D. Richard Hoffmann, Die göttliche Vorherbestimmung nach der Lehre des Paulus . . . . „ 444
4. Otto Michaelis, Gustav Anrich † . . . . „ 452
5. So spricht D. Martin Luther . . . . „ 454
6. Hochstetter, Die Los von Rom-Bewegung im ehemaligen Oesterreich im Jahre 1929 . . . . „ 455
7. D. Fahrenhorst, Eine evangelische Fahrt ins Heilige Land . „ 456
8. So spricht D. Martin Luther . . . . „ 461
9. Deutsch-evangelisches Schrifttum. Ein Wort zum dichterischen Schaffen Wilhelm Kotzdes . . . . „ 462
10. Generalsuperintendent D. M. Schian, Umschau . . . . . . „ 463
11. Zur Umschau . . . . „ 467
12. Deutsch-protestantische Bücherschau . . . . „ 470

Die folgenden Nummern werden u. a. bringen:

Landesbischof D. Fr. Teutsch, Die evangelische Kirche in Rumänien. — Pfarrer Hermann, Friedensbewegung. — Pfarrer Rambaud, Um die Seele der deutsch-evangelischen Fremdenlegionäre. — Prof. Dr. Grützmacher, Katholische und protestantische Renaissance bei Sigrid Undset und Ricarda Huch.

Jährlich erscheinen 12 Hefte zum Bezugspreise von 6 Mark.
Preis des Einzelheftes 0,50 Mark.
Zuschriften sind zu richten an: Schriftleitung der „Wartburg", Berlin W 10, Friedrich-Wilhelm-Straße 2a.

Die Wartburg

Deutsch-Evangelische Monatsschrift

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und Konsistorialrat D. R. Eckardt in Altenburg (S.-A.)

Herausgegeben von D. Fahrenhorst-Berlin und D. Hochstetter-Berlin-Niederschönhausen

29. Jahrgang Berlin, Dezember 1930 Heft 12

Zur Frage des Vertrages zwischen der evangelischen Kirche und der preußischen Staatsregierung.

Die Entscheidung über den evangelischen Staatsvertrag scheint heranzunahen. Dem Vernehmen nach sollen vom 16.—18. Dezember die Verhandlungen zwischen den Vertretern der Kirche und der Staatsregierung möglichst zum Abschluß geführt werden, und zu ihrem Ergebnis soll am 20. Dezember der Kirchensenat Stellung nehmen.

Wir verkennen nicht die besondere Schwierigkeit und Eigenart der Verhandlungen. Wir wollen uns damit abfinden, daß in genauer Analogie mit den Verhandlungen über den katholischen Staatsvertrag die Staatsregierung in gewissem Sinne *federführend* ist, und daß die Verhandlungen auf besonderen Wunsch der Staatsregierung *vertraulich* geführt werden. Wir verkennen auch nicht den Wert, den ein solcher Vertrag für unsere Kirche haben kann. Die Frage der *Freiheit der kirchlichen Gesetzgebung* wird hoffentlich nicht ungünstiger gelöst werden, als es neuerdings in dem Anerkennungsvertrag der Staatsregierung gegenüber den *Baptisten* und *Methodisten* geschehen ist; die *Sicherung des kirchlichen Eigentums* und Vermögens ist auch uns eine außerordentlich wichtige Angelegenheit. Ebenso ist die Festsetzung des staatlichen *Pflichtzuschusses* zu den Verwaltungskosten der Kirche doch von hervorragender Wichtigkeit. Es ist zu wünschen, daß der Staat hier allen Forderungen der Gerechtigkeit und Parität voll Rechnung trägt.

Aber doch müssen diese Momente hinter der Frage der *politischen* Klausel für unsere Entscheidung zurücktreten; denn hier geht es wirklich um die *Freiheit der Kirche*. Die Staatsregierung sollte doch einsehen, daß sie der evangelischen Kirche gegenüber auf eine solche Klausel ohne jeden Schaden verzichten kann. Auf den *Wesensunterschied* zwischen katholischer und evangelischer Kirche in dieser Beziehung ist oft genug hingewiesen worden. Zudem wird die evangelische Kirche schon aus Eigenrücksichten darauf sehen, daß sie in so hohe Vertrauensstellungen, wie es ihre oberen Verwaltungsstellen sind, nicht Persönlichkeiten beruft, bei denen zu fürchten ist, daß ihnen als parteipolitisch oder sonstwie schon allzu stark beschriebenen Blättern nicht das Vertrauen des *gesamten* ihnen unterstellten Kirchenvolkes zufallen könnte. Auch würde der Verzicht auf die politische Klausel das *Vertrauen* des evangelischen Volkes zur Staatsregierung wesentlich zu stützen und zu steigern geeignet

sein; das muß dem Staat gegenüber mit allem Nachdruck geltend gemacht werden. Sollte er diesen Erwägungen gegenüber trotzdem unklug und hartnäckig auf seiner Forderung bestehen, so würde unsere Kirchenleitung vor der sehr ernsten Entscheidung stehen, ob sie schon an dieser Frage die Verhandlungen scheitern lassen sollte. Man kann es angesichts der Schwere dieser Verantwortung schließlich wohl verstehen, daß die Annahme einer politischen Klausel ernstlich erwogen wird.

Sollte es aber zu dieser Annahme kommen, so muß vom Staat unbedingt ein Doppeltes gefordert werden: Zunächst, daß er in jedem Falle, in dem er Bedenken erhebt, die Gründe und die Beweismittel für seine Bedenken der Kirchenleitung lückenlos mitteilt; sodann aber — und das ist das Wichtigste — daß er in den Vertrag einen Rechtsschutz einfügt, der der Kirche im gegebenen Fall zu Gebote steht.

Gewiß ist die Frage nach einer dafür geeigneten Instanz nicht ganz einfach zu lösen; aber die Lösung muß gefunden werden, und man sollte meinen, sie ließe sich darin sehen, daß Kirche und Staat je die gleiche Zahl von Mitgliedern für diese Rechtsstelle bestimmen, und daß zu ihrem Vorsitzenden eine neutrale Persönlichkeit, etwa der Vorsitzende des Reichsgerichts oder des preußischen Oberverwaltungsgerichts, eingesetzt wird.

Beide Forderungen sind selbstverständlich unlöslich miteinander verbunden. Der Staat darf nicht nur die erste erfüllen; denn damit wäre der Kirche in nichts gedient. Etwa daran zu denken, daß die Kirche sich über die Bedenken des Staates, die sie dann ja nicht einmal kennen würde, hinwegsetzt und die Persönlichkeit, gegen die die Bedenken des Staates sich richten, trotzdem mit der Verwaltung der für sie in Aussicht genommenen Stelle beauftragt, erscheint doch aus allerlei Gründen höchst bedenklich. Andererseits kann der Rechtsschutz natürlich erst dann wirksam werden, wenn der für ihn einzusetzende Ausschuß die Entscheidungsmomente der Staatsregierung bis ins Letzte hinein kennt.

Die Staatsregierung würde sich wahrhaftig nichts vergeben, wenn sie diesen Rechtsschutz zugestände. Sie erkennt doch auch das Votum des Staatsgerichtshofs an. Weiter lassen die Städte- und die Landgemeindeordnung im Fall der Nichtbestätigung eines Bürgermeisters oder Gemeindevorstehers die Berufung an den Bezirks- bzw. Kreisausschuß seit Jahrzehnten zu; zudem hat der Staat selbst in dem Gesetz vom Oktober 1924 auf die Möglichkeit eines Rechtsschutzes deutlich hingewiesen.

So sehen wir in den beiden Forderungen tatsächlich die Grenze dessen, was der evangelischen Kirche unbedingt seitens des Staates gewährt werden muß. Würde sie nicht innegehalten, so sehen wir ernste Folgen voraus: Einmal würde das Kirchenvolk — und wir wollen doch eine Volkskirche sein — für die Nachgiebigkeit der Kirchenleitung in diesem Punkte kein Verständnis haben, und das Vertrauen zu ihr würde schwerste Erschütterung erfahren. Sodann aber droht die Gefahr, daß ein Vertrag mit politischer Klausel, aber ohne Rechtsschutz, im Preußischen Landtage gerade von denjenigen Parteien abgelehnt werden würde, die im übrigen sich mit besonderem Nachdruck für einen Vertrag als solchen eingesetzt haben. Soll die evangelische Kirche dann etwa das Schauspiel erleben, daß er nur vom Zentrum und den Sozialdemokraten angenommen würde? Das mag zunächst absurd klingen, liegt aber durchaus nicht außerhalb des Rahmens der Möglichkeit.

Mag deshalb der Vertrag an diesen schwierigen Verhandlungspunkten scheitern, so fällt das Odium ganz gewiß nicht der evangelischen Kirche zur Last. „Lieber keinen Vertrag, als solchen!" — das ist die Stimmung, die im Kirchenvolk zurzeit die herrschende ist. Mag dann der Staat die Folgen seiner Starrheit und Unnachgiebigkeit tragen, die evangelische Kirche kann, so meinen wir, es ruhig darauf ankommen lassen. Schlechter können die Zeiten und Verhältnisse für sie kaum werden, als sie es in der Gegenwart sind. Sie hat zu Pessimismus und Resignationsstimmung keinen Grund, und so mag sie getrost über den Fortgang ihrer Verhandlungen mit dem Staat das Wort setzen: „Landgraf, bleibe hart!"

Berlin. D. Fahrenhorst.

Papst und Weltkrieg.

Die Frage der Haltung des Papstes im Weltkrieg ist noch immer stark umstritten. Je mehr sich jedoch die Archive der verschiedenen Länder öffnen, desto mehr kommt Licht auch in diese Angelegenheit. Und in der Tat ist es notwendig, daß hier das nüchterne und schlüssige Dokumentenmaterial die vielen Gefühlsurteile, die hüben und drüben ausgesprochen werden, bestätige oder berichtige. Daß manche Schriftstücke zur Veröffentlichung noch nicht reif sind oder aus politischen und konfessionsegoistischen Gründen zurückgehalten werden, haben wir sattsam erfahren bei den Verhandlungen des parlamentarischen Untersuchungsausschusses, der sich mit der Stellung des Reichskanzlers Dr. Michaelis und des Staatssekretärs von Kühlmann zu der päpstlichen Friedensnote vom 1. August 1917 zu befassen hatte. Ein Zipfel des Schleiers, der über die Vorgänge im Vatikan bei Ausbruch des Krieges gebreitet war, ist nunmehr gelüftet worden durch die Aktenveröffentlichung des heutigen österreichischen Staates aus den Archiven des Außenministeriums der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie: „Oesterreich-Ungarns Außenpolitik von der bosnischen Krise 1908 bis zum Kriegsausbruch 1914" (Oesterreichischer Bundesverlag 1930). Ein „altösterreichischer Diplomat" lenkt die Aufmerksamkeit auf die den Vatikan betreffenden Schriftstücke und bestätigt und ergänzt sie in „Schönere Zukunft" vom 30. November 1930 aus eigenem Wissen. Er räumt auf mit den Legenden, wie sie zumal von dem bekannten Geschichtsdilettanten Friedrich von Lama in dickleibigen Schriften und leidenschaftlich erregten Pamphleten in der katholischen Welt verbreitet wurden und bereitwillig Aufnahme in der vom Konfessionsegoismus lebenden katholischen Presse fanden.

Der Diplomat bestätigt zunächst, daß Pius X. und sein Staatssekretär Merry del Val nach Prüfung des Aktenmaterials über die Vorfälle in Serbien die zuerst beobachtete Zurückhaltung aufgaben und eine Aktion gegen Serbien als durch die Sachlage gerechtfertigt empfanden. Im Zusammenhang hiermit steht das in Deutschland so stark umstrittene Rittertelegramm, d. i. ein Telegramm des bayerischen Gesandten beim Vatikan, von Ritter, vom 24. 7. 1914, worin als Meinung des Kardinalstaatssekretärs mitgeteilt wurde, daß nur Festigkeit und Unnachgiebigkeit Oesterreich-Ungarns imstande sei, dem drohenden Kriege mit Rußland, zu dem die Vorgänge in Serbien vorbereitende Anlässe seien, vorzubeugen. Ein Bericht des österreichisch-ungarischen Botschafters beim Vatikan, des Grafen Palffy, bestätigt den sachlichen Inhalt des Rittertelegramms. Es heißt in dem am 29. Juli 1914 in Rom abgesandten Bericht wörtlich: „Den Kombinationen der Presse gegenüber ist es nicht uninteressant, die wahre Denkungsart der Kurie kennenzulernen. Als ich vor zwei Tagen den Kardinal-Staatssekretär besuchte, lenkte er natürlich das Ge-

spräch sofort auf die großen Fragen und Probleme, die heute Europa beschäftigen. Von einer besonderen Milde und Versöhnlichkeit war aber in den Bemerkungen Sr. Eminenz nichts zu fühlen. Die an Serbien gerichtete Note, die er als äußerst scharf bezeichnete, billigte er trotzdem rückhaltslos und gab gleichzeitig indirekt der Hoffnung Ausdruck, daß die Monarchie auch durchhalten werde. Freilich, meinte der Kardinal, sei es schade, daß Serbien nicht schon viel früher ‚klein gemacht' worden sei, denn damals wäre dies vielleicht ohne einen so großen Einsatz an unübersehbaren Möglichkeiten durchführbar gewesen, wie heute. Diese Aeußerung entspricht auch der Denkungsart des Papstes, denn im Verlaufe der letzten Jahre hat Se. Heiligkeit mehrmals das Bedauern geäußert, daß Oesterreich-Ungarn es unterlassen habe, seinen gefährlichen Nachbar an der Donau zu ‚züchtigen'." Ganz im Einklang mit diesem Bericht des Grafen Palffy stellte jüngst der ehemalige österreichisch-ungarische Botschafter am Vatikan, Prinz Hans Schönburg, mit Schreiben aus Rotenlotha vom 13. November 1930 in der Wiener „Reichspost" vom 14. November nachdrücklich fest: „Die in Tagesblättern der Schweiz und der Tschechoslowakei in letzter Zeit erschienene Information, wonach Pius X. mir in einer Audienz zu Beginn des Weltkrieges gesagt hätte, ich kann nur beten, daß Gott dem Kaiser Franz Joseph verzeihen möge, und damit im Zusammenhang auch alle anderen angeblichen Aeußerungen Sr. Heiligkeit ähnlicher Tendenz sind nicht bloß frei erfunden, sondern der Wahrheit diametral entgegengesetzt."

Noch eine zweite Episode aus jenen Tagen verdient festgehalten zu werden. Nach dem Kriegseintritt Italiens erschien bei Kaiser Franz Joseph der päpstliche Nuntius Valfré di Bonzo, um eine Erklärung der österreichisch-ungarischen Regierung zu erbitten, wonach Oesterreich-Ungarn, auch im Falle Italien als Besiegter aus dem Kriege hervorgehe, bereit sei, Italien die für den Fall der Neutralitätshaltung angebotenen Gebiete italienischer Sprache zu überlassen. Damals erhielt der Nuntius lediglich eine höflich ausweichende Antwort.

Es wäre verfehlt, aus diesen Dokumenten gleich von Kriegsschuld des Vatikans zu reden. Das hieße doch gar zu weit ausholen. Aber ebensowenig läßt sich die katholische Legende aufrecht erhalten, als habe der Vatikan gar nichts mit den Kriegsvorgängen zu tun und sich nur einer bedingungslosen Friedensmission gewidmet. Ueber oder neben der Friedensmission stand die Wahrung kirchenpolitischer Interessen. Da diese je nach den Ereignissen schwankten, nahm auch die Haltung des Vatikans schwankende Formen an. Das scheint uns durch die hier dokumentarisch belegten Episoden wieder einmal bewiesen.

Berlin. Ohlemüller.

Die göttliche Vorherbestimmung nach der Lehre des Paulus.

Göttliche Vorherbestimmung! Der Ausdruck soll besagen, daß ein bestimmtes Ereignis unter allen Umständen geschehen mußte, aber nicht auf Grund eines plötzlichen Willensentschlusses der Gottheit, sondern kraft ihrer Weltregierung auf weite Sicht, die weiß, was sie will und überall planvoll handelt.

Gott ist allgegenwärtig. Daraus folgt, daß ihm selbst alle Dinge gegenwärtig sind, auch die, die sich noch lange nicht auf dieser Erde verwirklicht haben. Die große Frage aber, die das menschliche Herz bewegt, ist die: Sind es bloß die Schicksale der Menschen, von deren Vorherbestimmung wir reden dürfen, oder umfaßt dieses göttliche Tun auch die menschlichen Handlungen?

Wenn Jesus seit der Taufe durch Johannes überzeugt war, der von Gott geweissagte Messias seines Volkes zu sein, so steht schon sein Leben und

Handeln für ihn stark unter dem Eindruck des Schicksalhaften, und ähnliches hat er über seine Jünger gedacht. Denn, wie wir Matth. 11 aus seinem Munde hören, Gott ist es selber, der den einen die Augen öffnet für das Göttliche seiner Sendung, den andern aber den Blick verhüllt, auch wenn sie die religiösen Autoritäten des Volkes sind.

Und noch lebhafter als Jesus, so viel wir wissen, hat der Apostel Paulus gerungen mit dem Gedanken göttlichen Bestimmtseins unserer Willensentscheidungen.

Beide, Jesus wie Paulus, erleben in einem bestimmten Augenblick ihres Daseins eine Berührung mit der übersinnlichen Welt. Sie erleben sie in Form einer Berufung, die die höchsten Willensanforderungen an sie stellt. Jesus gibt Handwerk und Familie auf, als die Kraft des Geistes über ihn kommt, und doch steht sein neues Handeln nicht eigentlich im Widerspruch mit dem bisherigen; manche Ahnung des Zukünftigen wird schon vorher seine Seele erfüllt haben. Anders Paulus. Er hätte jeden einen Narren gescholten, der ihm etwa beim Tode des Stephanus prophezeit hätte, er werde noch selber gar bald der eifrigste Jünger des von ihm verfolgten Nazareners werden. So hat er denn auch sehr tief unter dem Eindruck gestanden, daß ein göttliches Muß in sein Leben eingegriffen hat, und zwar bei Leibe nicht nur in sein äußeres, sondern vor allem in sein inneres Leben. Das ist dann nicht von ungefähr geschehen, sondern schon im Mutterleibe hat ihn Gott „berufen und ausgesondert durch seine Gnade", Gal. 1, 15. Paulus gibt da einem ganz ähnlichen Gedanken Ausdruck, wie es schon die Propheten Jesaja und Jeremia getan hatten. Aber das Leben dieser beiden Großen ist doch nicht in den starken Gegensätzen verlaufen wie das unseres Apostels. Er ist den Irrweg gegangen, daß er die Christen verfolgt hat, an der Einkerkerung, Geißelung, ja Hinrichtung vieler mitschuldig wurde. Dabei fühlte er sich selbst schon in seiner vorchristlichen Zeit als schweren Sünder, sofern es seiner kraftvollen Fleischesnatur nicht gelang, der Begierde Herr zu werden. Nichtsdestoweniger hat er es später so angesehen, daß er *damals* schon ein Berufener war (Gal. 1, 15), nicht erst von dem Augenblick an, da ihm der verklärte Christus vor Damaskus sichtbar wurde. In dieser Form des Berufungsbewußtseins liegt für Paulus der große Gedanke, daß in seinem Leben nach Gottes Willen alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Ja, dieses Leben ist ihm ein typischer Einzelfall dafür, wie Gott mit den Menschenleben überhaupt verfährt: Gott will auch die Sünde der Menschen, ja, Gott will noch mehr: Er will auch, daß die Sünde der Menschen besonders groß und mächtig werde.

Vor diesem Gedanken ist Paulus in seiner Genialität nicht zurückgeschreckt. Aber Gott will nicht die Sünde um der Sünde willen. „War *das* etwa der Zweck ihres Strauchelns, daß sie *fallen* sollten?" fragt Paulus, als er von der Verstockung der ungläubigen Israeliten spricht, und fährt dann fort: „Das sei ferne!" Römer 11, 11. Wenn Gott Gedanken des Unheils hat, hat er zugleich immer Gedanken des Heils. In dem erwähnten Fall bedeutete die gottgewollte Verstockung der Israeliten, daß Gott die Kräfte der Mission für die Predigt unter den Heiden frei haben wollte. Aber das ist nur ein Sonderfall des allgemeinen Gedankens: Gott will zeigen, daß er sich der Menschen erbarmt, erbarmt, um sie ihrer ewigen Bestimmung, dem Leben in Gottesgehorsam und Liebe, entgegenzuführen. Nun ist aber göttliches Erbarmen reiner Gnadenakt. Er erbarmt sich, wessen er *will*, ohne durch menschliches Tun, ohne durch

menschliche Gerechtigkeit dazu irgendwie verpflichtet zu sein. Hätten die jüdischen Gesetzeslehrer, hätte Paulus damals sein Ziel erreicht, im äußern wie innern Leben wirklich gerecht vor Gott dazustehn, so würde Gott ihnen ihren Lohn nur schuldigerweise haben zuerkennen können, nicht als freien Akt grundloser Gnade, Römer 4, 4. Er will aber den Menschen zeigen, was Liebe ist, erbarmende Liebe ist, und deshalb hat er sie alle, Juden und Heiden, hatte auch den Paulus wie in ein Gefängnis in die Sünde eingekerkert, eingekerkert, um sich ihrer aller zu erbarmen. Denn nur der Sünder weiß, daß er es nicht der eignen Gerechtigkeit zu danken hat, wenn Gott sich seiner annimmt und ihm neue Heilskräfte der Seele und des Leibes zuführt.

Paulus formuliert im Galaterbrief seinen großen Gedanken auch so: die Schrift hat sie alle unter die Herrschaft der Sünde eingekerkert, 3, 22, d. h. der in der Schrift des alten Bundes offenbarte Gotteswille. Schrickt er doch vor dem Gedanken nicht zurück, daß auch das mosaische Gesetz im letzten Grund dem genannten Heilsplan Gottes dienen mußte. Gott hatte hier durch den Mund seines Dieners Mose einem jeden das Leben versprochen, der sich die Forderungen des Gesetzes wirklich zu eigen machen würde, und der Apostel ist überzeugt, daß sich diese Zusage unter der angegebenen Bedingung auch erfüllt hätte. Aber Gott hat gleichzeitig gewußt, daß niemand das Gesetz erfüllen würde, ja erfüllen konnte. Denn der Mensch besaß ein übles Erbteil von Adam her, seine Fleischesnatur, der ein genügend starkes Gegengewicht in seiner Geistnatur fehlte. Ja, diese Fleischesnatur wurde durch die strengen Forderungen des Gesetzes, ist Paulus überzeugt, erst zum vollen Erwachen und zu trotziger, kraftvoller Betätigung gebracht, und so glaubt er denn die überaus tragische Wirkung feststellen zu können, daß das mosaische Gesetz, statt die Sünde einzudämmen, sie in Wirklichkeit nur gemehrt hat.

Das mag, vom geschichtlichen Standpunkte aus geurteilt, nur eine Halbwahrheit sein, aber Paulus hat die Dinge jedenfalls so angesehen, vor allem wohl durch seine eigenen schmerzlichen Lebenserfahrungen dazu geführt, durch seinen vergeblichen Kampf gegen die Begierde in der eigenen Brust vor seiner Wiedergeburt. Er ist damals, wie er sich ausdrückt, gleichsam ein Sklave gewesen, der seiner Freiheit beraubt war, an die Sünde verkauft, die ihn trotz besserer Regungen seines Willens in ihrer Gewalt behielt. Und dieses sein individuelles Schicksal war für ihn ein typisches, wie wir das ja nicht selten bei den großen Männern der Religionsgeschichte sehen. Paulus übernimmt vom Judentume den Begriff der Erbsünde, unter der auch er zu leiden hatte, der Erbsünde von Adam her, nur daß er diesen Begriff sozusagen rationalisiert durch eine eigentümliche Verschärfung des Begriffes Fleisch, der ihm an sich auch vom Judentum überkommen war. Dieses Fleisch ist vererbt durch die Geschlechterfolge der Menschheit, und dieses Fleisch kann nicht anders als gegen Gott und sein Gebot rebellieren. Das ist der Fluch, der auf der Menschheit lastet, der durch das mosaische Gesetz nur noch verstärkt wird. Denn das Gesetz wird eben nicht befolgt, und es verflucht selber den, der ihm nicht treu bleibt, Gal. 3, 10.

Ist durch das Gesetz die Sünde nur gemehrt worden, so hat das auch sein Gegenstück in der Entwicklung des Heidentums. Auch die Sünde der Heiden hat Gott gemehrt. Sie hatten Schöpfer und Geschöpf verwechselt, in ihren sinnlich eingestellten Begierden anstelle des überweltlichen Gottes Geschöpfe der Sinnenwelt angebetet. Darum hat Gott, lehrt Paulus,

ihre sündige Begierde zu widernatürlicher Wollust gesteigert, aber auch zu Frevelmut, Heimtücke, ehrlosem und lieblosem Wesen. So sind sie alle für das göttliche Strafgericht reif, sie hätten von Hause aus anders handeln *sollen.* Nur fragt sich, ob sie auch anders hätten handeln *können?* Diese Frage im Sinne des Paulus zu beantworten, ist nicht ganz leicht. Er sagt zwar Römer 2, 1 vom Juden: „Du bist unentschuldbar", und dasselbe vom Heiden im *ersten* Kapitel. Das heißt aber zunächst nur: sie können sich nicht damit entschuldigen, daß ihnen die bessere Einsicht gefehlt habe. Der Jude beweist seine bessere Einsicht in der scharfen Verurteilung heidnischer Sündhaftigkeit, und beim Heiden liegt die Sache so, daß ihm die Erkenntnis des *Ueber*sinnlichen im Wesen der Gottheit an sich zugänglich war. Trotzdem können sie doch einem allgemeinen *Zwang* zur Sünde unterlegen gewesen sein. Denn sie hatten ihre Fleischesnatur von Adam her, und Paulus betont ausdrücklich, daß sie *alle* gesündigt haben, daß da keiner war, der Gutes getan hätte. Was aber allgemein ist, das ist, wie der große Kant gesagt hat, notwendig! Auch im Johannesevangelium heißt es einmal, 15, 22, von den Gegnern Jesu: sie haben keine Entschuldigung für ihre Sünde. Denn sie haben Jesum reden hören und seine Taten gesehen. Und doch unterliegen sie dabei dem Zwange göttlicher Vorherbestimmung. Gerade darin, daß sie ihn ohne rechten Grund haßten, sollte eine göttliche Psalmweissagung erfüllt werden, V. 25.

Wenn Paulus von der Erbsünde redet und den Sitz der Sünde in der Fleischesnatur des Menschen sieht, so fragt sich, ob nicht auch schon der *erste* Mensch diesem Zwange seiner Fleischesnatur erlegen, als er das göttliche Gebot übertrat. In der Folgerichtigkeit paulinischen Denkens liegt das eigentlich. Man kann auch darauf hinweisen, daß für den Apostel Gottes Heilsratschluß der Erlösung nicht erst von Adams Fall her datiert, sondern schon von der Zeit vor der Weltschöpfung, 1. Kor. 2, 7. Aber Paulus schreibt, daß infolge des Ungehorsams des einen Gott die vielen zu Sündern gemacht hat. Das sieht durchaus so aus, als ob Adam auch anders hätte handeln können, und das war jedenfalls die überkommene jüdische Auffassung. Nach ihr war der Stammvater der Menschheit mit einem Glanze ursprünglicher Gerechtigkeit bekleidet gewesen, die ihn an sich schon befähigt hätte, der Fleischesbegierde zu widerstehn. Nachdem ihm aber diese durch seine Schuld genommen war, blieb als das, was er seinen Nachkommen vererben konnte, nur die Fleischesnatur übrig! So könnte auch Paulus die Sache angesehen haben. Denn wir sehen auch sonst bei ihm, wie überkommene jüdische und individuell christliche Vorstellungen mit einander ringen.

Mag man nun aber auch über die letzten Ursachen von Adams Fall hier nicht mehr zu voller Klarheit kommen, — die Verwirklichung des *Heils* vollzieht sich jedenfalls nach Paulus *ohne* Rücksicht auf einen etwaigen freien Willen des Menschen. Darauf fußt ja auch bei den Vätern der Reformation die Betonung des solo gratia, der Alleinwirksamkeit der Gnade. Schon das ist bei Paulus von Interesse zu sehen, daß Gott nach ihm geradezu *verpflichtet* ist, wenigstens an dem *israelitischen* Volk das Heil zu verwirklichen. Nicht, als ob es seine religiösen und sittlichen Pflichten tatsächlich erfüllt hätte! O nein, trotz alles Eifers für Gott steht auch Israel unter dem Fluch der Sünde. Aber Gott hat sich diesem Volke gegenüber gebunden, ist die Meinung des Apostels, durch seine messianischen Verheißungen gebunden, wie sie im Alten Testament aufgezeichnet sind. Was er zusagt, das hält er

gewiß. Denn er ist der Getreue und Wahrhaftige, dessen Zuverlässigkeit gerade dann im hellsten Lichte erstrahlt, wenn sie auch die schwerste Versuchung zur Unzuverlässigkeit siegreich besteht. Und die liegt darin, daß die gesamte Menschheit moralisch unzuverlässig wird, ein Fall, der eben nach Paulus in der vorchristlichen Menschheitsentwicklung tatsächlich vorliegt, vgl. Römer 3, 4.

Gott hat seine Verheißungen, das ist durchaus die Meinung des Apostels, ohne Rücksicht darauf gegeben, ob Israel von sich aus will oder nicht, ob es insbesondere an den Christus, den Gott gesandt hat, von sich aus glaubt oder nicht. Zur Zeit, da Paulus schreibt, liegt der Schwerpunkt der Christengemeinschaft schon in der Heidenkirche, das jüdische Volk hat der Mehrzahl nach das Evangelium abgelehnt. Das ist dem Apostel ein tiefer Schmerz, der an der Wurzel seines Innern zehrt. Denn er ist nun einmal seiner Rassezugehörigkeit nach Jude und ist es auch in weitgehendem Maße geblieben, nachdem Christus aus ihm einen neuen Menschen gemacht hatte. Er tröstet nun zunächst sich und andere über Israels Unglauben damit, daß auch dieser Gottes Wille ist. Gott übt Gnadenauswahl auch innerhalb des auserwählten Volkes. Er hat schon im Anfang der israelitischen Geschichte unter den beiden Söhnen Abrahams den Isaak vor seinem älteren Stiefbruder Ismael bevorzugt und dann in der nächsten Generation unter den beiden Söhnen Isaaks den jüngeren Jakob vor dem älteren Esau. Ja, noch bevor beide geboren waren, noch bevor beide irgend etwas Gutes oder Böses getan hatten, ward schon der Jüngere zum Herrn des Aelteren bestimmt, der Gottgeliebte zum Herrn des Gottverhaßten.

Paulus meint nun, daß Gott durchaus im Rechte ist, wenn er solche Gnadenauswahl übt. Sünder sind alle. Darüber kann auch ein Wollen und Laufen, im Sinne jüdischen Eifers um Gott, nicht hinwegtäuschen. Einen Anspruch auf das Heil hat niemand, denn es fehlt dafür die Voraussetzung, die wirkliche Erfüllung des göttlichen Willens. Wenn daher Gott sich erbarmt, so erbarmt er sich, wessen er will, nicht dessen, der es etwa verdient hat. Denn niemand hat es verdient. Aber wie reimt sich mit solch einer Auswahl die Gnadenverheißung an das ganze Volk? Es sieht zunächst so aus, als ob sich der Apostel damit zufrieden gebe, daß Gott wenigstens einen Teil seiner Verheißungen erfüllt. Er hat ja in der Gegenwart, da Paulus schreibt, immerhin auch unter den Juden aufrichtige Bekenner des Namens Christi, und der Apostel beruft sich sogar auf ein Wort aus der griechischen Uebersetzung des Propheten Jesaja, Römer 9, 28, wonach Gott sein Wort in der Weise erfüllt, daß er es bei der Verwirklichung verkürzt. Das ist natürlich eine ziemlich bedenkliche Wendung, die hier die paulinische Dialektik nimmt. Im hebräischen Urtext des Jesaja (10, 22 f.) findet sich auch ein derartiger Gedanke nicht. Man muß doch fragen: Wo bleibt da die gerade von Paulus gerühmte göttliche Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit, wenn schließlich doch nicht das im vollen Umfange gelten soll, was Gott einmal zugesagt hat? Paulus wird sich auch, zum mindesten in seinem Unterbewußtsein, von dieser Art der Beweisführung nicht vollbefriedigt gefühlt haben. Denn hinterher bricht doch mit elementarer Gewalt ein andrer Gedanke bei ihm hervor, bricht hervor aus den unergründlichen Tiefen seines Gemütes und Gottesbewußtseins, bricht hervor als eine Inspiration, eine Offenbarung, die er kaum auszusprechen wagt, die ihm wie ein scheues Geheimnis ist: Ganz Israel wird gerettet werden! — ein Widerspruch mit dem vorher Ausgeführten, der nicht logisch, sondern nur

psychologisch begriffen werden kann. Ganz Israel wird gerettet werden, so lehrten auch die Rabbinen, im Anschluß an Stellen des Alten Testaments, wie etwa Jesaja 60, 21. Und indem Paulus sich auch als Christ diesen Gedanken schließlich zu eigen macht, spricht aus ihm ebenso die heiße Liebe zu seinem Volk, wie das heiße Zutrauen zur Liebe Gottes.

Freilich, das ist nicht die Meinung des Apostels, daß sich Gott einfach über die Sünde und den Unglauben des Volkes hinwegsetze. Das kann Gott in seiner Gerechtigkeit nicht, sondern, wenn er sein Volk retten will, so macht er es eben gläubig. Das kann Gott in seiner Allmacht, denn sein Wille ist stärker als Menschenwille. Er kann sein Volk — noch vor Aussterben der damals lebenden Generation — bekehren! Das schließt nicht aus, daß dieser Prozeß in der Form menschlichen Freiheitsbewußtseins vor sich geht. Paulus denkt schwerlich daran, daß die Juden diesen ihren nachträglichen Glauben als innere Vergewaltigung empfinden werden. Er deutet auch an, wie er sich solchen Glauben seelisch vermittelt vorstellt, nämlich durch die erwachende Eifersucht der Juden auf das den Heiden zuteil gewordene Heil. Sind doch auch die bereits gläubig gewordenen Heiden zum Evangelium gekommen, ohne daß sie das als eine rätselhafte Vergewaltigung ihres Innenlebens empfunden hätten. Nein, sie sind innerlich überführt worden, wenn auch nicht durch das Wort allein, sondern durch den Beweis des Geistes und der Kraft, 1. Kor. 2, 4, der mit der Verkündigung verbunden, ekstatische Zungenrede, seelisches Erfühlen sowie Hellsehen der Propheten, wunderbare Krankenheilungen u. a. Sie waren sich von sich aus bewußt, frei zu handeln, wenn ihr Wille sich für Christus entschied, und doch — das ist nun einmal die Meinung des Paulus — ihr Wollen sowohl wie ihr Vollbringen wurde durch Gott gewirkt, auf Grund göttlicher Vorherbestimmung und Erwählung. Auch die Erfahrung, daß sich die neue Gemeinschaft der Gläubigen vornehmlich aus den unteren Volksschichten, den Einflußlosen und Ungebildeten, aus Sklaven, kleinen Handwerkern und Kaufleuten zusammensetzt, ist dem Apostel ein Beweis dafür, daß es hier nicht mit menschlichen Dingen zugegangen, sondern Gott auf den Plan getreten ist, der sich seine Leute nach seinem Ermessen, seinem Wohlgefallen, nach seinem Erbarmen auserwählt hat.

Nun darf man nicht im Sinne des Paulus sagen: der Glaube des Menschen ist Gottes Werk, aber der Unglaube ist Menschenwerk, ist Tat seines freien Willens. So leicht hat sich der große Denker die Lösung der hier vorliegenden Frage nicht gemacht. Denn wenn hier überhaupt eine freie Entscheidung des Menschen in objektivem und nicht bloß subjektivem Sinne möglich wäre, warum sollten dann die Menschen nicht auch auf Grund der Tat ihres freien Willens zum Glauben kommen? Wenn dieser aber letztlich nur von Gottes Willen abhängt, so liegt darin, daß auch der Menschen Unglaube von diesem Willen letztlich abhängig ist. So hat Paulus zu der Aussage: „Wessen er will, dessen erbarmt er sich“ die andere, nicht minder kühne hinzugefügt: „Wen er aber will, den verstockt er“, wen er will, also nicht etwa den, der es durch Unglauben oder bösen Willen verdient hat!

Vom Standpunkt göttlicher Selbstherrlichkeit und Allmacht aus wird man dieses Verhalten Gottes nicht als ungerecht empfinden dürfen, meint Paulus. Er beruft sich darauf, daß wir Menschen nicht berechtigt sind, Gott Vorwürfe zu machen. Denn vor ihm, dem Schöpfer, sind wir nur ein Gebilde in der

Hand des Bildners, nur der Ton, den er als Töpfer bei der Herstellung seiner Gefäße für ganz verschiedenartige, auch entgegengesetzte Zwecke zu verwenden die Macht hat. Ob aber dieser Vergleich des Apostels unser sittliches Denken und Fühlen ganz befriedigt? Wir sind doch keine fühllosen und unser selbst nicht bewußten Wesen gleich einem steinernen Standbild oder einem tönernen Gefäß? Und selbst wenn wir Gott mit ehrlichem Gewissen das formale Recht zu solchem Handeln einräumen könnten, daß er sich der einen erbarmt und die andern verwirft, — vertrüge es sich mit dem Gedanken wahrer, grenzenlos liebender Liebe? Zumal, wenn Paulus, was noch zu besprechen sein wird, an ewige Höllenstrafen denken sollte, von denen dann die Gefäße göttlicher Verwerfung betroffen würden?

Geht man von diesem Gedanken der ewigen Verdammnis aus, so hat man immer wieder sich veranlaßt gefühlt, den freien Willen des Menschen stark zu betonen; er habe es sich subjektiv wie objektiv selber zuzuschreiben, wenn er durch seinen bösen Willen dieser unaufhörlichen Verdammnis anheimfällt. Wäre das aber die Meinung des Paulus, so hätte er nicht von Gefäßen des Strafgerichts, hergestellt, geschaffen zum Verderben (Römer 9, 22) reden dürfen. Gewiß spricht er von göttlichem Zorn, göttlichem Haß, göttlichem Tadel, göttlicher Strafe, göttlicher Geduld u. a., — aber das ist letztlich nur ein aus dem Alten Testament und dem Judentum überkommener und übernommener Sprachgebrauch, der eigentlich eine ganz andere Einstellung in der Frage nach dem objektiven Charakter der Willensfreiheit voraussetzt, als wir sie bei dem Apostel finden. Wenn Gott das Böse straft, so bekundet er damit nach Paulus im Grunde nur, daß das Böse eben das Böse ist, das überwunden werden muß und — überwunden werden wird. Denn dazu hat Gott seinen Sohn in die Welt entsandt. So finden sich auch bei unserm Apostel sehr erhebliche Ansätze zu der glaubensstarken Anschauung, daß in der Tat eine Zeit kommen wird, da das Böse überwunden worden ist. Die Rettung von ganz Israel wird erfolgen, wenn die Vollzahl der Heiden — Paulus spricht hier nicht bloß von erwählten Heiden — „hineingekommen" ist, Römer 11, 25, d. h. als aufgepfropfte Zweige in den edlen Oelbaum des Volkes Gottes hineingekommen ist. Und man nehme ein Wort aus dem ersten Korintherbriefe hinzu: „Wie durch Adam alle sterben, so werden auch durch Christus alle lebendig gemacht werden", 15, 22. Sollen so und so viele von diesen dereinst nur lebendig gemacht werden, um dann sogleich beim Weltgericht den Bescheid auf ewigen Tod zu erhalten? Das wäre wahrlich kein deutlicher Gegensatz zu dem Todesverhängnis der Erbsünde, wo Paulus doch sagen will: Hie Tod, da Leben! Und dann das andere Wort, V. 26: Als letzter Feind wird einst der Tod vernichtet! Das kann doch kaum etwas Anderes hier bedeuten, als daß eben in einer fernen Zeit, nachdem der wiedergekehrte Christus lange mit den Seinen auf der verklärten Erde geherrscht hat, doch noch alle zum Leben kommen werden, auch wenn sie lange, lange dem Todesverhängnis oder gar der Höllenpein verfallen gewesen sind. Denn auch das Judentum kannte zeitlich begrenzte Höllenstrafen. Erst wenn alle dereinst zum Leben gekommen sind, ist Gott wirklich „alles in allen", und das soll er ja einst sein, wie Paulus in diesem selben Zusammenhange lehrt. Gott dann alles in allen, so vollständig, daß selbst die Herrschaft Christi vor ihm in Nichts versinkt, Gott selbst dann der völlige Sieger über alles Böse. Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge.

Gewiß kann man sich diesen Endsieg Gottes so vorstellen, daß er schließlich mit Gewalt alle seine Gegner außer Kraft setzt. Und eine vom Judentum herstammende Seite in der paulinischen Gedankenbildung drängt auch zu solcher Lösung der Frage durchaus hin. Aber sollte es nicht höher von Gott gedacht sein, wenn wir uns die Sache so deuten, daß Gott seine Gegner schließlich innerlich überwindet und so der Sieger wird, etwa nachdem er sie durch viel Leid und Dunkel hindurchgeführt hat? Sollte eine nach Gottes Ebenbild geschaffene Menschenseele wirklich auf die Dauer in diesem oder jenem Leben ihm widerstehen können, wenn er in voller ernster Liebe um sie wirbt? Das glaube, wer kann! Die eigentlich christliche Seite in der paulinischen Anschauungsweise ist das nicht. Dazu hat Paulus einen viel zu mächtigen Eindruck von der Sünden überwindenden Macht des Geistes Christi erhalten. Durch eigene Lebenserfahrung, wie durch das, was er an andern erlebte. Christus ist Sieger, mit diesem Gedanken, der einst der Leitstern des großen Christoph Blumhardt des Aelteren war, gilt es voll und ganz Ernst zu machen. Gewiß wird dann unsere Willensfreiheit eine sehr zweifelhafte Sache, wenn wir glauben, daß einst alle Menschen zu Gott kommen werden. Aber ob das ein so großer Schade wäre? Man hebe nur den christlichen Determinismus scharf ab von anderen Formen des Glaubens an Willensunfreiheit! Zum christlichen Determinismus gehört, wenn ich recht sehe, ein dreifaches.

1. Wir sind nur unfrei Gott gegenüber und der übersinnlichen Welt, nicht gegenüber dieser Welt. Wenn es nur diese Welt gäbe, wären wir frei in der individuellen Art unsers sittlichen Seins, die sich nicht restlos aus irdischen Ursachen erklären läßt.

2. Auch im Gefühl unserer Unfreiheit muß unser Blick geschärft sein für das, was Sünde ist, was nicht sein soll, ganz abgesehen davon, ob es hätte anders sein können oder nicht. Vielleicht haben wir Menschen erst die volle Liebe und das ganze Erbarmen dem fehlenden Bruder gegenüber, wenn wir die Frage, ob er anders hätte handeln können oder nicht, ganz ausschalten. Aber in der Erkenntnis dessen, was nicht sein soll, liegt für den Christen der starke Anreiz und die Pflicht, auf allen Lebensgebieten die Sünde zu bekämpfen. Gerade an der Stelle im Philipperbriefe, wo Paulus mit starken Worten von Gottes Tun in uns redet, gerade da zieht er ja die Folgerung daraus, daß wir uns unser Heil erarbeiten sollen, 2, 12.

3. Dazu gehört freilich, und das ist das dritte, ein Glaube, der Glaube, daß Gott das Böse auch in seiner furchtbarsten Gestalt nur will als Arbeitsfeld für das Gute, daß er will, daß das Böse durch Gutes überwunden und in Gutes verwandelt werde, sei es in diesem, sei es in dem kommenden Leben. Wenn aber Gott will, so ist das nicht ein frommer Wunsch von ihm, sondern dann geschieht es! Denn er ist der Herr aller Dinge, niemand vermag im Ernst seine Pläne zu durchkreuzen....

Als Gott die Welt erschuf, da hielt er in seiner rechten Hand alles Gute und in seiner Linken alles Böse! In der linken Hand alle Sünde und alles Leid und allen Tod, in der Rechten alles Gute und alles Glück und alles Leben. Denn Gott macht lebendig und tötet, er tötet und macht lebendig. In grausigem Rhythmus vollzieht sich das Schicksal der Welt. Oft scheint es im Weltgetriebe, daß Gottes rechte Hand nicht weiß von dem, was seine Linke tut. Denn als Verborgener steht er hinter seinem Werk wie der große Künstler

hinter seiner Schöpfung. Bald hebt Gott die Rechte, bald hebt er die linke Hand, und Gnade oder Ungnade, Segen oder Fluch ist die Folge. Aber die Rechte recket Gott höher hinauf, sie ist stärker als die Linke, die Linke muß ihr dienen. Und so dürfen wir im Blick auf eine ferne, ferne Zukunft mit der Zuversicht des Psalmisten bekennen:

Die Rechte des Herrn ist erhöhet,
Die Rechte des Herrn — schaffet den Sieg!

Wien. Prof. D. Richard Hoffmann.

Gustav Anrich †

Ein besonderer Beitrag zur Frage des Elsässerdeutschtums.

Am 13. November wurde der Professor der Kirchengeschichte an der Universität Tübingen D. Dr. Gustav Anrich aus diesem Leben abberufen. Eine deutsch-evangelische Zeitschrift wie die „Wartburg" schuldet ihm ein Wort dankbaren Gedenkens. Wenn in ihm das Protestantische und das Deutsche sich zu lebensvoller Einheit verbunden hatten, so war das nicht wie bei den allermeisten von uns ein Vorgang, der sich reibungslos mit einer gewissen Selbstverständlichkeit vollzog, sondern dieser Bund mußte bei ihm erkämpft und allerlei Lockungen gegenüber mit der Kraft der Seele behauptet werden. Der 1867 geborene elsässische Pfarrerssohn kam durch seine Herkunft früh in Berührung mit einem durchaus französisch gerichteten Elsässertum. Ein Bruder seiner Mutter war der Straßburger Theologe D. Gerold, der in deutscher Zeit aus seiner französischen Einstellung nie ein Hehl gemacht hat und 1918 in der vordersten Reihe derjenigen Kirchenmänner stand, die das Ende der deutschen Herrschaft mit jubelnder Begeisterung begrüßten und dem französischen Nationalismus willig ihre Dienste liehen. Ganz anders der Neffe. Alle Vertrautheit mit französischer Kultur, vor allem auch mit der Geschichte des französischen Protestantismus, hat Anrich nie abgehalten, in dem Gegensatz der Nationen mit unbeirrbarer Entschiedenheit auf der deutschen Linie zu verharren. Die tiefen Eindrücke, die der Straßburger Theologiestudent auf der Universität von deutscher Theologie und ihren Lehren empfing, mögen viel zu dieser allen Anfeindungen gegenüber sich behauptenden Festigkeit beigetragen haben. Das in Kreisen des elsässischen Bürgertums und auch der elsässischen Pfarrwelt vielgepriesene Ideal elsässischer Doppelkultur lehnte der Straßburger Professor (seit 1903 hatte Anrich eine Professur inne) ab. Eingehende Beschäftigung mit der Geschichte seiner Heimat ließ ihn urteilen: „Fraglos hatte diese Mischkultur für die äußeren Lebensbeziehungen ihre Vorteile. Aber wie das Reden, Denken und Fühlen in zwei Sprachen von ganz verschiedenem Genius ein Leben in zwei Welten bedeutet, das auch für die Tüchtigsten eine gewisse Zwiespältigkeit des inneren Seins zur Folge hatte und die Entfaltung der Persönlichkeit zu kraftvoll geschlossener Einheit mindestens gefährdete, so bedeutet für das Ganze in Hinsicht auf wahre Bildung, auf geistige und seelische Kraft die Doppelkultur fraglos Hemmung, Verflachung, Veräußerlichung. An dem ungemeinen Bildungstiefstand in vielen Schichten des Bürgertums, an dem zunehmenden Mangel an charaktervollen Persönlichkeiten ist die Doppelkultur mitschuldig .... Auch wird es kaum Zufall sein, daß das Elsaß im 19. Jahrhundert zwar große Generäle und große Männer der Industrie, aber auf dem Gebiete des Geisteslebens keinen schöpferischen Genius aufweist, keinen wirklich großen Dichter, Schriftsteller, Musiker, Künstler und nur einige wenige bedeutende Gelehrte." In der Kaisergeburtstagsrede Anrichs aus dem Jahre 1916, der diese Sätze entnommen sind („Deutsche und französische Kultur im Elsaß in geschichtlicher Beleuchtung", Straßburg 1916), legte Anrich dann folgendes nationale Bekenntnis ab: „Wohl- wie Uebelwollenden gegenüber müssen wir Elsässer uns deshalb entschieden dagegen verwahren, als ein Fremdvolk im Gefüge des deutschen Nationalstaates angesprochen zu werden. Das Problem „Fremdvolk und National-

staat" ist durch die französischen Lothringer und die Polen gegeben, im Elsaß besteht es nicht. Für uns gilt's im Gegenteil Neuentfaltung des eigenen deutschen Wesenskernes durch innere Verbindung mit dem Ganzen eben der Volksgemeinschaft, deren Glied zu sein ein unverlierbares Anrecht unserer Geburt ist. Und weil dem so ist, so bliebe für den Angehörigen eines deutschen Volksstammes ein sogenannter lediglich politischer Anschluß an Deutschland unter dauernder bewußter Bevorzugung einer anderen Kultur ein lahmer, eigennütziger, des Idealismus entbehrender Anschluß, eine in sich widerspruchsvolle Stellung, von der in schwerer Zeit kein Weg aufwärts führt zu den Mensch und Volksgemeinschaft adelnden hehrsten sittlichen Leistungen des Opfers, der Selbsthingabe, des unbedingten Eintretens für das Ganze."

Zuversichtlich hoffte er auf ein gutes Ende des furchtbaren Völkerringens, das die Entscheidung über das Schicksal seiner Heimat bringen mußte. Noch 1918 gab er (in einer zusammen mit Fr. Schultz und W. Wittich herausgegebenen, in Straßburg erschienenen Schrift über das Elsaß) folgendes Bild einer nahen Zukunft, das ebenso wie jene anderen Ausführungen heute in uns die schmerzlichsten Empfindungen wachrufen muß: „Wir sehen im Geiste unser Elsaß als Glied der großen deutschen Volksgemeinschaft zu neuer Blüte emporwachsen. Wir sehen eine elsässische Kultur, einheitlich in ihrer Gesamtorientierung, die verschiedenen Schichten gemeinsam umspannend, unseres Volkes innerstes Wesen neu erschließend; ein organisches Glied der deutschen Gesamtkultur und doch ein Eigenwesen mit landschaftlicher Eigenart und heimatlichem Erdgeruch; ein Quell traulich-inniger Heimatsliebe wie entschlossener Hingabe an das große Vaterland; nach guter deutscher Art allen großen Geistern und allen wirklichen Kulturerrungenschaften der Nachbarvölker gegenüber aufgeschlossen, dabei aber in sich selbst so einheitlich und stark, daß sie, wie das lebendige Erbe des Altertums, so die Kulturgaben der Nachbarn in das eigene Wesen einzuschmelzen und zur Bereicherung und Erhöhung der eigenen Art dienen zu lassen die Kraft hat."

Man kann sich vorstellen oder vielmehr: man kann sich nicht vorstellen, wie es auf Anrich wirken mußte, als noch in demselben Jahre die Trikolore vom Straßburger Münster herab wehte. Er hätte bleiben können. Er war ja nicht einer der Eingewanderten, sondern Altelsässer. Man hätte ihm goldene Brücken gebaut, wenn er damals seinen Frieden mit der französischen Regierung gemacht hätte. Aber für ihn gab es kein Schwanken. Er verließ Heimat und Freundschaft. In Bonn (1919) und dann in Tübingen (1924) eröffnete sich dem angesehenen Vertreter evangelischer Kirchengeschichte ein neuer Wirkungskreis. Als der katholische Theologe Albert Ehrhard, sein Landsmann, den Vorsitz in dem nach dem Kriege neugegründeten Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich (Sitz: Frankfurt a. M.) niederlegte, erklärte er, daß ihm der Entschluß hierzu dadurch sehr erleichtert würde, weil er in Anrich einen in jeder Weise geeigneten Nachfolger bekommen würde. In dieser Stellung hat Anrich mit der ihm eigenen Hingabe und Pflichttreue das Seine dazu beigetragen, daß diejenige wissenschaftliche Forschung, die das alte deutsche Schicksalsland sich zu ihrem Arbeitsgebiet ersehen hat, auch nach dem Kriege und, wiewohl nunmehr wichtiger Hilfsmittel beraubt, doch auch in Deutschland erfolgreich fortgesetzt werden konnte. Er war zu diesem Posten nicht nur als eine in den Kreisen der vertriebenen Elsaß-Lothringer um ihrer menschlichen Eigenschaften willen hochgeschätzte Persönlichkeit besonders berufen, sondern auch als ein Forscher, der immer mit besonderer Vorliebe elsässische Geschichte zum Gegenstand seiner Studien gemacht hatte. Verdanken wir deutschen Protestanten ihm doch z. B. eine ausgezeichnete Darstellung der Persönlichkeit und Wirksamkeit des großen elsässischen Reformators Martin Bucer (Straßburg 1914). Das gewaltige Uebergewicht Luthers hat es mit sich gebracht, daß andere Reformatoren in ihrer geschichtlichen Bedeutung von der Nachwelt nicht immer recht gewürdigt worden sind. Auch Bucer stand und steht im Schatten des Wittenberger Reformators. Wer aber sich ihn von Anrich hat näher bringen lassen, der empfindet stark das Fesselnde und auch für unsere Zeit Lehrreiche dieses protestantischen Idealpolitikers großen Stils, der übrigens allein

schon als Begründer der Konfirmation und Befürworter der Heidenmission einen Anspruch auf einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des deutschen Protestantismus sich errungen hat.

Etwas von Bucers nüchterner Klarheit und seinem Weitblick lebte auch in dem Wesen seines Biographen, der eine ihm durchaus kongeniale Aufgabe mit seinem Bucerwerk in Angriff genommen und durchgeführt hat. Eine ausgezeichnete knappe Darstellung der evangelischen Kirche in Elsaß-Lothringen ließ Anrich 1913 im Säemann-Verlag in Berlin erscheinen.

Dieselbe Fähigkeit straff zusammenfassender Darstellung erwies Anrich auch in einer Schrift über den modernen Ultramontanismus (Tübingen 1909). Er warnt vor Unterschätzung der hier sich auswirkenden geistigen und religiösen Kräfte. Was den Sieg des Ultramontanismus ermöglichte, war neben der Gunst äußerer Umstände, neben Herrschsucht, Berechnung, Terrorismus und ähnlichen dunkeln Mächten doch „die originale Geistesarbeit bedeutender Männer, die durch die Romantik veranlaßte neue Auffassung und Wertung von Kirche und Kirchenglaube, das Aufflammen der alten Volksfrömmigkeit zu aktionskräftiger Begeisterung für die Kirche, die lautre Treue und Hingebung von Millionen schlichter Katholiken. Gewiß, diese religiösen Kräfte sind im Parteiinteresse geleitet, sind auch mißleitet und mißbraucht worden. Aber alle kluge Politik hätte nichts wahrhaft Durchgreifendes zu Stande gebracht. wären diese religiösen Kräfte nicht gewesen."

In einer Rede über Straßburg und die Calvinische Kirchenverfassung (Tübingen 1928) wies Anrich nach, „in wie umfassendem Maße die Calvinische Verfassungstheorie durch Bucer vorgebildet ist, so sehr, daß man Bucer als ihren Schöpfer bezeichnen darf". Damit reihte er Straßburg ein in die Geschichte des Weltprotestantismus.

Dem heutigen Protestantismus wird es in seiner Auseinandersetzung mit dem Ultramontanismus sicher nur dienlich sein können, wenn er ihn mit jenem Ernst in all seinen Beweggründen zu begreifen sucht, mit dem der Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn Anrichs sich darum mühte. Oefters hat Anrich an die Worte erinnert, die in goldenen Lettern über dem Haupteingang der Straßburger Hochschule eingegraben sind: Litteris et patriae (den Wissenschaften und dem Vaterlande). Auch für sein Leben waren sie Leitstern. Mit ihm ist eine stille Gelehrtennatur dahingegangen, die mit eisernem Fleiß ihrer Forscherarbeit sich hingab. Aber auch ein in schweren Lebensstürmen stets als zuverlässig und aufrecht erfundener deutscher Patriot, auf den das an den Grafen Douglas in der bekannten Löweschen Ballade gerichtete Wort zutraf: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie du!" Und in allem einer der besten Vertreter des elsässischen Protestantismus, eine kernfeste deutsch-evangelische Persönlichkeit von eigener Prägung.

Weimar. Otto Michaelis.

So spricht D. Martin Luther.

Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt, und, wie ich glaube, bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben ja, ja, nein, nein lassen sein, wie des viel Historien und Bücher Zeugen sind.... Wir Deutsche haben noch ein Fünklein (Gott woll's erhalten und aufblasen!) von derselben alten Tugend, nämlich, daß wir uns denn noch ein wenig schämen und nicht gern Lügner heißen, nicht dazu lachen wie die Welschen und Griechen, oder ein Scherz daraus treiben. Und obwohl die welsche und griechische Unart einreißet (Gott erbarm's!), so ist dennoch gleichwohl noch das übrig bei uns, daß kein ernster, greulicher Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn so er ein Lügner schilt oder gescholten wird.

Auslegung des 101. Psalm. 1534. Erl. Ausg. 39, 356.

Die Los von Rom=Bewegung im ehemaligen Oesterreich im Jahre 1929.

Es hat in diesem Jahre sehr lange gedauert, bis die Uebertrittszahlen aus Deutsch-Oesterreich veröffentlicht wurden, nachdem die Zahlen aus Böhmen, Mähren und Schlesien (deutsche Gemeinden) schon seit dem Frühjahr bekannt waren.

Demnach sind im Jahre 1929 in Deutsch-Oesterreich insgesamt 4008 Personen zur evangelischen Kirche übergetreten. Die Uebertritte zur evangelischen Kirche haben sich also in den letzten Jahren so ziemlich auf derselben Höhe gehalten (1928: 3987; 1927: 3980). Auf die einzelnen Länder verteilen sie sich in folgender Weise: Wien 2155, Nieder-Oesterreich 521, Steiermark 725, Kärnten 158, Ober-Oesterreich 247, Salzburg 60, Tirol mit Vorarlberg 106, Burgenland 36. Von einzelnen Gemeinden stehen an der Spitze: Wien (luth.) 1890, Wien (ref.) 265, Graz (2 Gemeinden) 168, Mürzzuschlag 130, Steyr 125, Leoben 113, Wr.-Neustadt 96, Innsbruck 85, Mödling 79, Knittelfeld 74, Bruck a. d. M. 71, Klagenfurt 60, Linz a. d. D. 50, Liesing 50, Klosterneuburg 47, Neunkirchen 40, Salzburg 39, Baden bei Wien 38, Puckersdorf 36, St. Pölten 34, Kapfenberg 34, Eggenberg 30, Korneuburg 26, Wels 23, Krems an der Donau 21, Hallein 21, Berndorf 15, Judenburg 15, Peggau 15, St. Veit a. d. Gl. 15, Amstetten 14, Leibnitz 14, Fürstenfeld 13, Voitsberg 13, Villach 13, St. Ruprecht 13, Bregenz 13, Wald 12, Fresach 11, Vöcklabruck 11. 33 Gemeinden, darunter 24 vorwiegend ländlichen Charakters, haben zwischen 1 und 10 Uebertritten, 7 durchwegs ländliche Gemeinden keine Uebertritte. Außerdem zählen im Burgenland 17 Gemeinden zwischen 1 und 5 Uebertritte, 13 keine Uebertritte.

Somit hat nach wie vor die Los von Rom-Bewegung ihr stärkstes Kraftfeld in Wien und näherer Umgebung, in dem Industriegebiet an der Südbahn von Liesing bis Neunkirchen, im steirischen Industriegebiet des Mürz- und oberen Murtales von Mürzzuschlag über Bruck a. d. M. und Leoben nach Knittelfeld und Judenburg, und — trotz aller Ungunst der äußeren Verhältnisse — in Steyr. Ländliche Gemeinden werden nur gelegentlich einmal von einerr Welle der Bewegung gestreift; das durchwegs ländliche Burgenland ist von der Bewegung überhaupt kaum berührt worden.

Den Uebertritten stehen immer noch zahlreiche Austritte gegenüber. Einerseits arbeitet der Katholizismus denn doch etwas eifriger als vor 30 Jahren und nicht mehr so ausschließlich mit plumpen Gewaltmitteln, die nur abstoßend wirken können, wenngleich auch heute noch ihre Anwendung durchaus nicht verschmäht wird, andererseits hat die Agitation sogenannter Freidenker nicht nachgelassen. Bisweilen richtet sich diese Agitation gerade besonders gegen den Protestantismus, weil die dahinter stehenden politischen Kreise die Fäden künftiger Koalitionsmöglichkeiten zwischen den beiden Internationalen nicht ganz abreißen lassen möchten. So sind im vergangenen Jahre 2180 Personen aus der evangelischen Kirche ausgetreten: 1448 in Wien, 173 in Nieder-Oesterreich, 311 in Steiermark, 77 in Kärnten, 75 in Ober-Oesterreich, 30 in Salzburg, 44 in Tirol mit Vorarlberg, 22 im Burgenland. Wohin sich die Ausgetretenen wandten, ist in der amtlichen Bekanntmachung nur zum Teil angegeben (es entzieht sich auch der Kenntnis der berichterstattenden Pfarrämter). Soweit Schlüsse aus einzelnen Mitteilungen erlaubt sind, dürfte sich höchstens ¼ bis ⅓ der Ausgetretenen dem römischen Katholizismus zugewandt haben; da und dort dürften Sekten einigen Gewinn gehabt haben (die zehn Ausgetretenen einer burgenländischen Gemeinde z. B. dürften dahin gehören); der größte Teil wird konfessionslos geworden sein. Ein Vergleich mit reichsdeutschen Landeskirchen zeigt, was heute ein Uebertrittsüberschuß von gegen 2000 Seelen zu bedeuten hat. Nicht zu vergessen sei auch die Einwirkung der Kirchensteuer, die der österreichische Katholik nicht kennt.

Bezüglich der deutschen evangelischen Gemeinden in Böhmen, Mähren und Schlesien verweisen wir auf unsere Mitteilung („Wartburg" 1930, Nr. 6 S. 209) und wiederholen nur die Hauptzahlen: Uebertritte 1729 (1928: 1681, 1927: 1420), Aus-

tritts 596 (1928: 769, 1927: 843). Also hier bewegen sich die Uebertritte in aufsteigender, die Austritte in absteigender Richtung.

Fassen wir beide Gebiete zusammen, so haben wir ja damit immer noch nicht das ganze Gebiet der evangelischen Kirche im Vorkriegs-Oesterreich, dessen Uebertritte der damaligen Statistik zugrunde lagen. Es fehlt der geraubte Süden von der Linie Marburg-Triest bis Bozen und Meran; es fehlt das deutsche (Bielitz!) und das polnische Ostschlesien, es fehlt Galizien und die Bukowina, und es fehlt der ganze tschechische Protestantismus. In diesen Gebieten waren doch überall einige Mittelpunkte, die in der Bewegung spürbar wurden. Trotzdem ist in diesem so bedeutend verkleinerten Gebiet die Bewegung heute stärker als sie meist vor dem Kriege in dem damaligen ganzen Oesterreich gewesen. Wir zählen in Deutsch-Oesterreich und den deutschen evangelischen Gemeinden in Böhmen, Mähren und Schlesien

1929: 5729, 1928: 5660, 1927: 5400

Uebertritte (1919: 7895, 1920: 8417, 1921: 8724, 1922: 7890, 1923; 6816, 1924; 5750, 1925: 5815, 1926: 5674). Zusammen also sind in der Nachkriegszeit, seit 1919 73 750 Personen in diesem Gebiete zur evangelischen Kirche übergetreten, im Jahresdurchschnitt 6705; während im ganzen Alt-Oesterreich 1898 bis 1913 insgesamt 75 222 Personen übertraten, im Jahresdurchschnitt 4701. Die Zahl, die jetzt Jahresdurchschnitt ist, wurde in der Vorkriegszeit in ganz Oeestrreich überhaupt nie erreicht; die Zahl des letzten Jahres überhaupt nur zweimal (1899 mit 6385 und 1901 mit 6639) überschritten.

Nehmen wir die (nicht veröffentlichten) Uebertritte der fünf Kriegsjahre, niedrig gerechnet, mit 12 000 an, so hätten wir heute mit einem Gesamtergebnis der Los von Rom-Bewegung, soweit sie der evangelischen Kirche sich zuwandte, mit 160 000 Personen zu rechnen. Außerdem hat seit 1919 der selbständig gewordene tschechische Protestantismus über 100 000 Uebertritte gehabt. Das wäre also nun ein Gesamtergebnis von 260 000, über eine Viertel Million, Uebertritten.

Also selbst rein zahlenmäßig, von den überwiegend wichtigen anderweitigen Auswirkungen abgesehen, soll man die Los von Rom-Bewegung nicht gering einschätzen.

Hochstetter.

Eine evangelische Fahrt ins Heilige Land.

(5. Fortsetzung.)

Am andern Morgen wanderten wir durch die buntbelebten, winkligen Gassen und Bazarstraßen zum Tempelplatz, den wir in seiner gewaltigen Ausdehnung schon von der Höhe des Oelbergs aus überschaut hatten. Es ist die Stätte, an der sich die tausendjährige Geschichte nicht nur des jüdischen Volkes und heiligen Landes, sondern letzten Endes die Geschichte der Religion im allgemeinen und des Christentums im besonderen am stärksten und reinsten konzentriert. Weit dehnt sich der mit mächtigen Steinplatten gedeckte Riesenhof, unter dem gewaltige Zisternen in großer Zahl sich befinden, und auf dem sich Bauten aller Art erheben. Unter ihnen ragen hervor in der Mitte der Felsendom, vor ihm nach Osten zu der zierliche, offene Kettendom, nach Südosten hin die El Aksa-Moschee mit der sogenannten Waffenhalle der Templer daneben. Nach Osten hin grenzt den Platz die nach dem Kidrontal steil abfallende gewaltige Mauer ab, in deren Mitte das bereits erwähnte „Goldene Tor" liegt. Durch die Mauerschlitze bietet sich ein wundervoller Ausblick hinüber zum Oelberg und hinunter in das Tal Josaphat. Steinbruch schließt sich dort an Steinbruch, und endlos reihen sich dazwischen die ungezählten Gräber — das „Dominospiel Gottes" nennt der Orientale nach ihrer langgestreckten Form das Grabfeld. In ihnen schlafen die Tausende, die da glauben, daß die Auferstehung am jüngsten Tage sich im Tale Josaphat vollziehen werde, und die deshalb an dieser Stätte ihre letzte Ruhe suchten

und fanden. Einzelne Grabbauten größeren Umfangs heben sich hervor, wie das Grab Absaloms, das Grab Josaphats, das Jakobusgrab, die Pyramide des Zacharias u. a.

Die erste der Bauten, die wir besuchten, war der Felsendom, jenes nächst der Kaaba zu Mekka zweitwichtigste Heiligtum der Mohammedaner. Es ist ein Wunderbau von Würde und Schönheit. Ueber einem regelmäßigen Achteck erhebt sich die Kuppel, auf der der Halbmond emporragt. Die Außenwände sind unten mit Marmor, weiter aufwärts mit bunten Fayenceplatten verblendet; ringsum läuft oberhalb der Fenster ein Schriftfries mit Koransprüchen. Vier Tore führen in das Innere, das uns mit mildem Dämmer umfängt; durch köstliche, bunte Glasfenster fällt ein wundersam gebrochenes Licht. Es wird uns an ihnen klar, daß sie ebenso wie die Pracht der orientalischen Teppiche durch die Herrlichkeit des morgenländischen Blumenflors auf frühlingsüppigen Berghalden angeregt sind. Wundervoll ist die Harmonie des ganzen Raumes in den Formen, Maßen und Farben. Herrlich wölbt sich über ihm die mächtige Kuppel. Die ganze Stätte atmet eine solche Weihe, daß in der Seele bald das Wort erklingen will: „Gewißlich ist der Herr an diesem Ort." Ein kostbares Gitter, noch aus der Kreuzfahrerzeit stammend, umschließt den mittleren, unzugänglichen Raum, in dem sich der heilige Fels in fast 18 m Länge und etwa 14 m Breite den Blicken zeigt. Die Ueberlieferung überwuchert ihn mit dichtem Sagengerank: Der Fels soll es sein, auf dem Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte; den Stein soll er darstellen, den Jakob salbte (1. Mos. 28); die Bundeslade soll auf ihm gestanden haben, — so glauben die Juden. Mohammed soll von ihm aus gen Himmel entrückt worden sein — so erzählen die Mohammedaner. Das Wahrscheinlichste ist, daß auf ihm einst der alte jüdische Brandopferaltar sich erhob, so daß mit seiner Lage auch die Stätte des altjüdischen Tempels festgelegt wäre. Sei dem, wie ihm sei: Auf jeden Fall bezeichnet er eine Stätte von höchster religionsgeschichtlicher Bedeutung. Sie spielt eine bedeutsame Rolle bei der wachsenden Erkenntnis von der Einzigkeit, Geistigkeit und Universalität Gottes; unmeßbare Wirkungen gingen in dieser Richtung von ihr aus, ja man kann sie mit einem gewissen Recht als die Geburtsstätte des Monotheismus ansehen.

Daß dieser Fels der Legendenbildung reiche Anregung gegeben hat, ist verständlich. Als Mohammed von ihm aus gen Himmel fuhr, soll er versucht haben, dem entschwindenden Propheten nachzufliegen; der Erzengel Gabriel habe ihn mit Gewalt zurückgehalten, und eigenartige Rillen im Felsen, Blutrinnen wohl aus der Opferzeit, werden als Fingerabdrücke des Erzengels gezeigt. Der Fels soll frei schweben, doch leider wird die Illusion zerstört, wenn man in die Grotte herabsteigt, die sich unter ihm befindet, und dort deutlich die Stützen sieht, die ihn tragen. Diese Höhle ist dem Mohammedaner deshalb besonders heilig, weil in ihr Mohammed selbst gebetet haben soll, so heilig, daß — wie man uns erzählte — im Jahr zuvor ein fanatischer Mohammedaner, der durch lachende Amerikanerinnen dort in seiner Andacht gestört wurde, in heißem Zorn aufsprang und der einen der Besucherinnen seinen Dolch in die Brust stieß.

Aus der Fülle dessen, was wir bei unserm Besuch auf dem Tempelplatz ferner sahen, hebt sich die schöne El Aksa-Moschee heraus, eine ursprünglich christliche, von Justinian der Maria zu Ehren gebaute Basilika. Der Nachfolger des Kalifen Omar wandelte sie in eine Moschee um, die später in der Geschichte der Templer eine besondere Rolle spielte. Eine eigenartige religiöse Vorstellung verraten in ihr zwei dicht beieinander stehende Säulen, an die der mohammedanische Glaube sich knüpft, daß nur der Aussicht habe, ins Paradies zu kommen, der es fertig bringt, zwischen ihnen hindurchzuschlüpfen. Mir gelang es leider nicht mehr.

Von der Südostecke aus stiegen wir dann eine Treppe hinunter, die uns in die gewaltigen Unterbauten dieses Teils des Tempelplatzes führte. Von hohen Pfeilern gestützt schließt sich Halle an Halle; die „Ställe Salomos" nennt man sie, doch stammen sie erst aus des Herodes Zeit. Seltsam berühren die durch die Kanten mancher Pfeiler geschlagenen Löcher als Erinnerungsspuren an die Kreuzfahrer, die einst durch diese Löcher die Bindehalfter ihrer Pferde zogen.

Unerschöpflich war die Fülle des Historischen und Legendären, die dieser Vormittag uns nahebrachte. Jahrhunderte, Jahrtausende zogen an uns vorbei; Gestalten wurden lebendig von Abraham an über David, Salomo, Hiram, Serubabel, Herodes, Titus, Hadrian, Justinian durch die mohammedanische Zeit bis in die Aera der Kreuzfahrer hinein: Es waren Stunden reichsten Erlebens dort auf dem Haram. Was mag wohl noch alles an Verborgenem unter diesem Platze ruhen! Uebrigens betritt ihn **kein** Jude, aus Furcht, etwa unbewußt die Stätte zu betreten, an der sich einst das Allerheiligste des jüdischen Tempels erhob, und damit ewigen Fluch auf sich zu laden.

Der Rückweg vom Tempelplatz führte uns zu der St. **Annen-Kirche** am Stephanstor, angeblich dort erbaut, wo einst die Wohnung der heiligen Anna, also das Geburtshaus der Maria, stand. Sie gehört den Franzosen, und ein freundlicher, deutschsprechender elsässischer Mönch führte uns zu den dicht bei ihr gelegenen Ausgrabungen, die den alten **Teich Bethesda** (Joh. 5) wieder frei gelegt haben. Tief, tief unten liegt heute sein ehemaliger Wasserspiegel und bot uns einen neuen Beweis für die Wandlungen, die inzwischen über Jerusalem dahingegangen sind. Gleiche Gedanken bewegten uns, als wir dann auf der sogenannten via dolorosa den Heimweg beendeten. Die Straße, auf der Jesus einst sein Kreuz nach Golgatha tragen mußte, liegt viele, viele Meter tiefer als der heutige Pflasterweg; aber ihr Verlauf und ihre Gestaltung mögen von der des heutigen Weges sich nicht allzu sehr unterschieden haben. Störend wirkte an den meisten der vierzehn sogenannten „Leidensstationen" die Aufdringlichkeit der Händler, die ihre frommen Andenken zu verkaufen sich mühten.

Der Nachmittag war einem erneuten Besuch der Grabes-Kirche und einem Gang durch die Stadt gewidmet, die mit der Fülle ihrer Erinnerungen und der Buntheit ihres Lebens immer aufs Neue fesselt. Morgen sollte ein Teil unserer Reisegesellschaft uns verlassen, um unmittelbar über Jaffa die Heimreise anzutreten. So versammelten wir uns um 6 Uhr noch einmal in unserm St. Johns-Hotel. Wir hatten einen lieben Gast unter uns, den evangelischen Pfarrer der Jerusalemer Erlöser-Kirche, Propst Hertzberg, der mit rührender Geduld sich von uns mit tausend Fragen überschütten ließ, die er freundlich beantwortete. Wir sprachen viel über die Spannung, die zur Zeit zwischen den Juden und Mohammedanern im Morgenlande herrscht. Sie erwächst vor allem aus dem rücksichtslosen Auftreten der Zionisten, denen ja alles daran gelegen ist, Landbesitz in möglichst großem Umfang zu gewinnen, der bisher den Mohammedanern zu eigen war. Man kann es verstehen, daß deshalb bei den national eingestellten Mohammedanern die Parole ausgegeben wird: „Kaufe nichts von dem Juden, ausgenommen Land; verkaufe alles an ihn, nur kein Land!" Man weiß, in welche Schwierigkeit England als Mandatar Palästinas durch diese Spannung gekommen ist. Es ist gezwungen, durch starke Truppenbesetzung, von der man auch in Jerusalem allerlei sah und merkte, die Ruhe aufrecht zu erhalten. Ob die inzwischen verfügte Sperrung der jüdischen Einwanderung zu ihr helfen wird, ist zum mindesten fraglich. Das Judentum in Palästina ist übrigens durchaus nicht einheitlich. Askenasim und Sephardim, das Ost- und Westjudentum, scheiden sich klar von einander, sogar in der Löckchentracht des Hauptes, und die Zionisten bilden eine weitere Gruppe, deren Eigenart von den beiden anderen durchaus nicht ohne weiteres gebilligt wird. Unser Gespräch drehte sich auch um so manche der Echtheitsfragen, die einem in Jerusalem ja bei Schritt und Tritt aufstoßen und so viel zu schaffen machen. Auch unser werter Gast vertrat die heute immer klarer erwiesene Echtheit der Golgathastätte innerhalb der Grabeskirche.

Nach dem gemeinsamen Abendessen berichtete ein liebes Mitglied unserer Gemeinschaft, ein Pfarrer, im Anschluß an Joachim Jeremias' „Golgatha" fesselnd über Legendenwanderung, wie sie vor allem zwischen den beiden Felsen, dem Tempelplatzfelsen und dem Golgathafelsen, hin- und hergegangen ist. Die Frage, wieweit den Legenden letzten Endes doch ein geschichtlicher Tatsachenbestand zu Grunde liegt, wieweit aus ihnen und aus Visionen zuverlässige Schlüsse auf Echtheit der Traditionen

gezogen werden könnten, hielt uns lange in Spannung. Lebhaft kam bei so manchem in der Runde der Schmerz über vieles zum Ausdruck, was unser deutsch-evangelisches frommes Empfinden als unwürdig und störend verletzen muß: Die Grabes-Kirche mit all ihrem Drum und Dran spielte dabei die Hauptrolle. Immer wieder mußte zum Trost das Wort erklingen: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten?"

Unsere Nachtruhe wurde diesmal arg gestört. Ein mohammedanischer Hans Sachs, dessen Schusterwerkstatt unmittelbar unter unserem Fenster lag, hämmerte und klopfte, nagelte und werkelte die ganze Nacht hindurch, wobei er mit jedem, der vorüberging, ein freundliches Schwätzchen veranstaltete oder, wenn er allein war, laut vor sich hinsang. Meine Wasserflasche war mehr als einmal in Gefahr, den Tod des Hinausgeworfenwerdens zu sterben, aber ich bezwang mich in einer gewissen Bewunderung des im Morgenland sonst nicht üblichen Fleißes dieses wackeren Mannes. Leider erlebte ich am anderen Morgen eine harte Enttäuschung. Es stellte sich nämlich heraus, daß ein mohammedanischer Festtag war, zu dem viele auswärtige Besucher nach Jerusalem kamen, darunter auch alle die Kunden des braven Schusters, der sie bisher vergeblich hatte warten lassen und nun in allerletzter Stunde ihren Zorn durch nächtlichen Fleiß abzubiegen sich bemühte.

Der Morgen brachte den Abschied von dem uns verlassenden Teil der Reisegefährten. Wer sie bis Jaffa begleitete, konnte ihnen bei der Bootsfahrt aus dem an diesem Tage bewegteren Hafen bis zum Dampfer nachwinken, der weit draußen vor der Reede lag und den viele Gedanken und Grüße an die ferne Heimat begleiteten. Der Tag bot Gelegenheit zu einem Besuch bei den gastlichen württembergischen Siedlern, die dort in treuem Fleiß dem harten Boden Palästinas den Reichtum der Orangen und die Pracht der Blumen abgewinnen. Auch engere Beziehungen zu einer in ihren Zelten aufgesuchten Beduinenfamilie wurden besonders in zahlreichen photographischen Aufnahmen angeknüpft.

Dieser Tag war wie die folgenden uns im wesentlichen selbst überlassen zu einzelnen Gängen in und um Jerusalem; dazwischen freilich lagen auch gemeinsame Besuche und Fahrten. Die Freiheit wurde verschieden benutzt, u. a. auch zu einem Eselsritt nach Emmaus. Aus dem Reichtum dessen, was diese Tage boten, sei einiges hervorgehoben:

Eine einsame Wanderung mit nur einem, dem liebsten Reisegefährten ließ uns die südöstliche Ecke Jerusalems besonders kennenlernen; die Veränderungen des Bodens, die sich im Laufe der Jahrtausende vollzogen haben, traten dabei besonders klar vor unsere Augen. Wo jetzt gewaltige Massen Schutt ins Kidrontal herniederfallen, stand einst die eigentliche Davidsstadt; hier, wo der Rest eines Bogens, des sogenannten Wilsonbogens, an der Westseite des Tempelplatzes sich erhalten hat, führte einst die Brücke über das Tyropoeon, das Käsemachertal hinüber, das heute durch den Schutt der Jahrhunderte völlig ausgefüllt ist. Der Oelberg bot sich in seiner ganzen Ausdehnung dem Blick auf dieser Wanderung, die wir in Gethsemane beendeten. Auf ihn führte uns unser Weg am Nachmittag. Unser Ziel war der hohe Turm des russischen Klosters, dessen Ersteigung uns zwar eine wunderherrliche Aussicht schenkte, aber durch einen sturmähnlichen Wind arg erschwert wurde; auch die 180 Stufen zum Turm der Erlöser-Kirche wurden gelegentlich erstiegen, und namentlich die Nahblicke über die Stadt, die er bot, waren von eigenartigem Reiz.

Selbstverständlich besuchten wir auch die Hauptstätten evangelischer Wohlfahrtsarbeit in Jerusalem. Die schöne Stunde im syrischen Waisenhaus, in der uns der derzeitige Direktor Hermann Schneller lieber Gastgeber und Führer war, wird uns unvergessen sein. Hier wird in der Verbindung von evangelisch-biblischer Erziehung und praktischer Berufsausbildung wahrhaft Vorbildliches geleistet. Wie klug weiß man dort sich auf immer neue Mittel und Wege einzustellen, um zu helfen, so jetzt auf die Orangenkultuarbeit, von der reicher Ertrag zu erwarten ist. Welcher Segen ist von dieser Stätte ausgegangen! Auch dem Kaiserswerther Jungmädchenheim Talitha kumi wurde ein kurzer Besuch abgestattet. Hat man einen Eindruck davon gewonnen, welches Maß von schwerster Arbeit an solchen Stätten geleistet wird,

und denkt man dabei auch an die Riesenarbeit unserer Geistlichen daheim, von denen so mancher unter dem Druck seiner übergroßen Belastung zusammenzubrechen droht, und erlebt man demgegenüber in Jerusalem das Nichtstun der zahllosen Herrgottstagediebe, die in zahllosen Kirchen, Kapellen und heiligen Stätten im wesentlichen nur leeren Formeldienst verrichten, und von denen es dort nur so wimmelt, so kann man wirklich seinen Zorn darüber nur schwer beherrschen, daß das angeblich auch im Namen Jesu geschieht.

Eine um so wohltuendere Ausnahme freilich durften wir erleben, als wir die Dormition, die Heimgangsstätte der Maria, besuchten, ein Kloster, das unter der Leitung deutscher Beuroner Benediktiner steht. Prächtig und in seiner Stilanpassung erhebt sich der von einem Kölner Meister errichtete, von Kaiser Wilhelm II. dem Orden geschenkte Bau auf der alten Sion-Höhe. Der Empfang, den wir Evangelischen hier fanden, soll den lieben Patres immer wieder gedankt werden. Hier erlebten wir „anderen Brüder und Schwestern in Christo" eine Aufnahme, getragen von solcher Freundlichkeit und Herzlichkeit, daß man sich der Gemeinsamkeit des christlichen Bekenntnisses froh bewußt wurde und — wenn auch unausgesprochen — das Wort von der „Una Sancta" in unseren Herzen hell erklang. Wir weilten in der schönen Oberkirche mit ihrer hohen Kuppel und den künstlerisch zum Teil vollendet schönen Stiftungsaltären; wir besuchten die weihevolle Unterkirche mit ihren von bethlehemitischen Steinmetzen gefertigten Säulen. Wir besichtigten das wertvolle Museum mit seinen reichen Altertumsschätzen, und der Abt selbst führte uns zuletzt in den herrlichen Garten, der in seiner unfaßbar üppigen und bunten Farbenpracht einen geradezu zauberhaft schönen Anblick bot.

Ein freundlicher Bruder geleitete uns dann noch weiter in das nahe Coenaculum, den Raum, in dem der Ueberlieferung nach die Einsetzung des Abendmahls und die Ausgießung des Heiligen Geistes stattgefunden haben soll. Der würdige Saal ist heute eine mohammedanische Moschee, unter der sich angeblich das Grab Davids befindet, das zu besuchen uns Andersgläubigen freilich nicht gestattet wurde. Um diese Stätte schweben — wie man uns berichtete — Kaufverhandlungen; die Mohammedaner verlangen dafür, eben gerade wegen des von ihnen scheinbar recht hoch bewerteten Davidsgrabes, den ungeheuren Preis von 20 Millionen Goldmark.

Wir besuchten auch das den Armeniern gehörige sogenannte Haus des Kaiphas, in dessen Hof wir am frischen Grabe des vor wenigen Tagen verstorbenen Patriarchen standen. Als besondere Anziehung wurde dort das Gefängnis Jesu gezeigt, ein Raum von höchstens 3 Quadratmeter Größe. Trotz der Gluthitze, die an diesem Tage herrschte, versäumten wir nicht, noch den evangelischen Friedhof aufzusuchen, und standen dort in Ehrfurcht vor so manchem Grab, in dem Menschen ruhten, für die dankbares Gedenken über Tod und Grab hinaus auch heute noch in unseren Herzen lebendig bleiben muß: Hier ruhen Bischof Gobat, der alte Schneller, der Begründer des syrischen Waisenhauses, mit seiner treuen Lebensgefährtin, der Stuttgarter Dekan D. Braun u. a.

Nicht vergessen sei auch der Gang zur Klagemauer der Juden. Durch üble Gassen geht es dorthin: Welch Elend an Wohnungen und Lebenshaltung zeigt etwa das marokkanische oder das jüdische Viertel, welchen Schmutz der Gang zum Mist-Tor! An der Klagemauer selbst, die sich mit den verschiedenen Schichtungen ihrer Steine wie ein Abbild der wechselreichen Geschichte der Stadt im allgemeinen und der Tempelbauten im besonderen darstellt, saßen und standen die Juden; in seltsamer webender Bewegung des Oberkörpers seitwärts, vorwärts und rückwärts lasen und sprachen sie dort ihre Gebete, ihre Klagepsalmen. Ein rührendes Bild verirrter Treue! Das Pauluswort aus dem Römerbrief: „Daß sie eifern um Gott, aber mit Unverstand", ging uns durch den Sinn.

Auch eine der Synagogen im Judenviertel haben wir besucht. Es liegt viel Tragik über dem jüdischen Volke in Palästina. Von den rund 900 000 Menschen, die in diesem Lande wohnen, sind rund 150 000 Juden; davon wohnen etwa 60 000 allein in Jerusalem. Wird nicht Palästina das Grab dieses Judentums werden? Sie hat

etwas Ergreifendes, diese Sehnsucht der Juden nach dem Lande der Väter, aber der Entwurzelung aus der inzwischen ihnen zur Heimat gewordenen europäischen Welt entspricht nicht neues Eingewurzeltwerden hier.

Am letzten Abend in Jerusalem versammelten wir uns noch einmal zu gemeinsamer Andacht. Das Wort Lukas 24,5 und 6, das uns in diesen Tagen zu Jerusalem schon oft durch die Seele gegangen war, lag ihr zugrunde: „Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden": Heilige Sehnsucht hat uns hierher geführt. Wir alle tragen ja von Jugend an Jerusalem im Herzen. Nun haben wir es erleben dürfen. War es eine Enttäuschung? Man kann verstehen, daß so manche unter uns darüber betrübt sind, wie so manche heilige Stätte, zu denen ihre Seele schon von der Heimat her oft suchend den Flug genommen hatte, sich so unheilig zeigte, wie statt geschichtlicher Greifbarkeiten soviel Unbewiesenes und Unbeweisbares, soviel Unglaubwürdiges und Legendenhaftes sich ihnen darbot. Aber soll man darüber wirklich Enttäuschung empfinden?

Ich habe kaum jemals tiefere Dankbarkeit dafür empfunden, daß ich ein evangelischer Christ sein darf, als in diesen Tagen zu Jerusalem. Ein evangelischer Christ weiß, daß nicht die äußeren Augen, die trügerischen Sinneswerkzeuge, letzte Einstellung und Entscheidung über die Dinge dieser Erde geben. Mit inneren Augen muß man schauen, sie enttäuschen nicht, und sie haben uns in Jerusalem doch unendlichen Reichtum gezeigt.

Wir haben hier die Gewalt des Osterwortes aus Engelsmunde ganz tief und klar erfassen können: „Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten?" Jesus lebt, und die Gemeinschaft mit ihm ist erhaben über Raum und Zeit: Wo wir auch weilen, ob hier in der heißen Fremde mit ihrem Besonderen und ihren Seltsamkeiten oder wieder daheim im lieben, deutschen Vaterlande, wo wir Ihn suchen, läßt Er sich finden; überall dürfen wir mit ihm Gemeinschaft haben und durch ihn in die Gemeinschaft seines und unseres Vaters eintreten.

Und nicht minder klar wurde uns hier das gewaltige Heilandswort über seinen Vater: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Solche Gedanken sollen uns hinweghelfen über alles etwaige Enttäuschtsein. Lebendig soll bleiben die reine Freude darüber, daß dieses irdische Jerusalem in uns das herrliche Bild des oberen Jerusalems neu geweckt hat. „Siehe, wir ziehen hinauf nach Jerusalem"; unter dieses Wort stellten wir den Anfang unserer Reise. Heute wollen wir sie stellen unter das höhere, größere Wort von „Jerusalem, der Freien, die unser aller Mutter ist". Ueber ihren Toren sollen uns in goldner Schrift die Worte leuchten: „Gott ist Geist!" „Christus ist auferstanden!"

Berlin. D. Fahrenhorst.

Anmerkung: Wir machen darauf aufmerksam, daß im Frühjahr 1931 abermals zwei evangelische Fahrten in das Heilige Land stattfinden. Auskunft erteilt das Orient-Reisebüro A. W. Kaiser & Co., Düsseldorf, Mendelssohnstraße 9.

So spricht D. Martin Luther.

Aber ich ermahne und warne jedermann, daß man das Spekulieren anstehen lasse und flattere nicht zu hoch, sondern bleibe hienieden bei der Krippe und Wandel, darin Christus liegt, in welchem wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.

Tischreden.

Deutsch-evangelisches Schrifttum.

– Ein Wort zum dichterischen Schaffen Wilhelm Kotzdes.

Es waltet eine gewisse Tragik über dem deutschen Schrifttum von heute. Auf der einen Seite müht sich der Katholizismus, seine Kulturüberlegenheit auch auf dem Gebiete der Dichtkunst zu erweisen: Er bläst durch künstliche Reklame Kräfte zweiten und dritten Ranges zu Größen allerersten Ranges auf, derart, daß selbst der Maßstab für wirklich gute katholisch-literarische Werke, die eigenartiger Weise meist von weiblichen Händen geschrieben sind, verloren zu gehen droht.

Auf der anderen Seite ist die ganze gewaltige Macht einer letzten Endes fremdrassig und undeutsch eingestellten Presse an der Arbeit, ihre Leute als die deutschen Schriftsteller schlechthin in den Vordergrund zu loben. Kein Ausdruck ist hier zu kühn, kein Nimbus zu strahlend, kein Lob zu übertrieben, als daß sie nicht unausgesetzt davon Gebrauch macht, um ihre Tagesgrößen mit dem Glorienschein unsterblichen Ruhmes zu umgeben. Jedes Werk, das in der Sphäre derer um Ullstein, Mosse und dgl. zutage tritt, ist mindestens „umstürzend", „grundlegend", „Spitzenleistung", „bahnbrechend" usw. usw. Der widerliche Remarque-Rummel, der zurzeit in Berlin die Gemüter erregt, läßt einen Einblick tun in die Art, wie deutsche Dichtung und deutscher Dichterruhm von dieser Seite heute „gemacht" werden.

Demgegenüber hat es der wahrhaft deutsche und womöglich zugleich evangelische Dichter von heute wahrhaftig nicht leicht, sich auch nur einigermaßen durchzusetzen. Gegen den lauten Lobeschorgesang der katholischen Presse und den Radau der jazzbändlerischen Linkspressereklame ist eben schwer aufzukommen. Sie betäuben das vernünftige Denken und bringen es damit fertig, daß selbst gut deutsche und evangelische Menschen und Häuser auf ihre Empfehlungen hereinfallen.

Und doch haben wir deutsche evangelische Dichter, die in ganz anderer Weise Zugang finden müßten ins evangelische Haus und auf den deutschen Weihnachtstisch. Zu ihnen gehört nicht zuletzt Wilhelm Kotzde. Was sein Schaffen kennzeichnet, ist, daß er weniger die Einzelseele in den Mittelpunkt seines Beobachtens und seines Schaffens stellt, sondern vielmehr bewußt das deutsche Volkstum zum Ausgangspunkt, Grund und Ziel seines Schaffens macht. Dabei fehlt ihm nicht der Sinn für die Tiefe und den Reichtum des Glaubens unserer deutschen Vorväter; aber die Fülle des deutschen Volkstums entfaltet sich doch für ihn erst in seiner Verbindung mit dem Christentum, insbesondere mit dem reformatorischen Christentum.

So lockt ihn in seinem Schaffen vor allem die Darstellung der Epochen des deutschen Werdens, die für die Gestaltung und Entwicklung des deutschen Volkstums von besonderer Bedeutung waren. Das tritt an den vier Werken, die als seine Haupt- und Meisterwerke bezeichnet werden müssen, ganz klar hervor. „Wolfram, ein Wartburg-Roman", hat er das erste benannt. In ihm stellt er dar, wie ein deutscher Dichter, Wolfram von Eschenbach, zum ersten Male den Ausgleich findet in dem Widerspruch, der darin liegt, daß dem deutschen Volke das Christentum einst von römischer Hand gebracht wurde. Germanisches Heldentum und christliche Demut, germanisches Gottsuchen in der Schöpfung und christliche Gottinnigkeit der Einzelseele sieht er im Parzival vereint; der Sängerkrieg auf der Wartburg findet in diesem Werk eine verklärende Darstellung, und die Pracht und Kraft der deutschen Gotik leuchtet zum ersten Male auf.

Gewiß ist ihr Geburtsland Frankreich. Aber sie fand in der deutschen Kunst eine verdeutschende Umgestaltung, die sie erst zu voller Reinheit und Schönheit erstehen ließ. Um das Wunderwerk deutscher Gotik im Ostlande geht es in Kotzdes zweitem Meisterwerk „Die Burg im Osten, das Schicksal einer Ritterschaft", der Deutschritter. Das Buch erzählt von starken Mannestaten und festem Willen, freilich auch von deutschen Erbübeln, die immer wieder deutschen Sieg in deutsche Niederlage gewandelt haben.

Dann aber kommt für den Dichter die größte Zeit der deutschen Geschichte: Die Zeit der Reformation, in der Deutschtum und evangelisches Christentum sich eng verbanden. In Luther steht diese Verbindung leibhaftig vor ihm, und so widmet er ihm sein drittes Meisterwerk „Die Wittenbergisch Nachtigall". Es ist mit Recht das Buch Kotzdes geworden, das ihm äußerlich den stärksten Erfolg gebracht hat, denn es ist eins der besten Lutherbücher, die wir haben, und verdient wahrlich noch mehr gekannt und gelesen zu werden.

Das vierte Meisterwerk Kotzdes endlich führt in die Zeit hinein, da noch einmal das große Ringen stattfand zwischen deutschem und fremdem Wesen, in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Aus der Fülle der Gestalten, von denen viele bereits ihre dichterische Darstellung gefunden haben, hebt er eine heraus, die bisher zu Unrecht im Hintergrunde stand: Bernhard von Weimar, und in seinem Buche „Der Reiter Gottes" läßt er diesen kraftvollen Helden lebendig vor unserm geistigen Auge erstehen als den ruhmvollen Vertreter deutschen Volkstums und evangelischen Christentums.

Alle diese Bücher und die vielen dazu, die Kotzde sonst geschrieben hat, und die im wesentlichen alle des Lesens wert sind, eint das eine, daß ihm seine deutschen Helden immer als „menschgewordener Wille Gottes" selbst vor der Seele stehen, und daß er sie so auch seinen Lesern darstellt.

Das Geschlecht von heute, das in der stärksten Gefahr des Entwurzeltwerdens steht, hat es nötig, sich in die Größe und Herrlichkeit der deutschen Geschichte wieder verwurzeln zu lassen, in ihr Gottes Walten und in ihren Trägern Gottes Willen zu erkennen. Es ist Wilhelm Kotzdes Sendung, dazu mit seiner starken dichterischen Kraft mitzuhelfen. Möge diese deutsche Not und dieses deutschen Dichters Sendung von vielen erkannt werden.

Berlin. D. Fahrenhorst.

Anmerkung: Kotzdes Werke sind zumeist im Verlage von J. F. Steinkopf-Stuttgart erschienen.

Umschau.

Die Verurteilung des „Propheten" Josef Weißenberg zu sechs Monaten Gefängnis hat die Oeffentlichkeit lebhaft beschäftigt. Es handelt sich ja dabei nicht um einfache Kurpfuscherei, die den Tod eines Menschenkindes zur Folge gehabt hat. Vielmehr hängt diese Kurpfuscherei eng mit religiösen Vorstellungen zusammen, die unsere Aufmerksamkeit erregen müssen. Es ist hier nicht der Ort, um Ausführungen über die Gedankenwelt Josef Weißenbergs und der von ihm gegründeten „Evangelisch-Johanneischen Kirche" zu machen. Aber das muß auch hier ausgesprochen werden, daß es geradezu staunenswert ist, daß im Jahre des Heils 1930 sich etliche Hunderttausende, wie Weißenberg selber angegeben hat, in irgendeinem Grad zu dieser Gemeinschaft bekennen. Nicht alle werden Mitglieder im eigentlichen Sinne sein. Noch weniger werden alle Mitglieder ihren Austritt aus der Kirche vollziehen. Auch handelt es sich selbstverständlich nicht entfernt allein um Evangelische, sondern ebenso um Katholiken. Wie sich die Mitglieder der Evangelisch-Johanneischen Kirche Weißenbergs auf die Konfessionen verteilen, läßt sich natürlich nicht feststellen. Josef Weißenberg selbst war von Haus aus Katholik. Jedenfalls müssen wir mit der völlig irrigen Vorstellung brechen, als ob die Mitglieder der sogenannten Sekten in ihrer Gesamtheit oder auch nur zum größten Teil aus der evangelischen Kirche stammten. Auch die Neuapostolischen haben, soweit ich das feststellen kann, erheblichen Zuzug aus der katholischen Kirche. Hunderttausende oder gar etliche hunderttausende Glieder des deutschen Volkes, zu einem sehr großen Teil in und um Berlin wohnend, schwören, wie viele Beispiele zeigen, mit unbeirrbarer Energie auf ihren Herrn und Meister Weißenberg. Aerzte gelten ihnen nichts. Hygiene lassen sie gänzlich beiseite. Aber auch der einfache Menschenverstand gilt ihnen nichts. Sie lesen die Zeit-

schrift „Der Weiße Berg", obwohl dort alle Großen der Weltgeschichte, Luther, Friedrich der Große und viele andere als Mitarbeiter auftreten und in einer außerordentlich oberflächlich-agitatorischen, nicht im mindesten an die Art ihrer eigenen Zeit erinnernden Art zugunsten Weißenbergs orakeln. Sie schwören auf Josef Weißenberg, obwohl die Zeitschrift „Der Weiße Berg" ein über das andere Mal diesen Mann als die Verkörperung des dreieinigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, bezeichnet. Sie schwören auf ihn und seine Lehre, obwohl auch dem Blinden klar sein muß, daß es sich um gänzlich haltlose Dinge handelt, dazu um geradezu ungeheuerliche Prophezeiungen, die von vornherein als phantastische Torheiten gekennzeichnet sind. Im Frühjahr 1929 wurde in jener Zeitschrift mit aller Bestimmtheit für ein ganz festes nahes Datum der Untergang Englands angekündigt. Es wurde angekündigt, daß es kein Erbarmen mehr gebe; das Urteil Gottes sei unwiderruflich. Das Datum ging vorüber, die nächste Nummer des Blattes aber tat, als sei das prophezeite Ereignis eingetreten, sie verkündete mit dreister Rede, nun sei England untergegangen; nun mußten alle, die bisher an Weißenberg gezweifelt hatten, anerkennen, daß er im Recht sei, daß er Gott sei. Und hunderttausende oder mehr Deutsche lassen alles Denken sein und hängen diesem Manne an. Was soll man dazu sagen? Es bleibt doch gar nichts anderes übrig, als daß man Schlußfolgerungen auf die geistige Höhe eines nicht ganz geringen Teiles unseres Volkes zieht. Daß auf religiösem Gebiet sich leicht sehr wunderliche Vorstellungen einnisten, wissen wir. Aber was die „Evangelisch-Johanneische Kirche" leistet, geht doch bei weitem über das übliche Maß hinaus. Wenn überhaupt aus der ganzen Erscheinung eine Folgerung zu ziehen ist, die nicht kritischen Charakter trägt, so ist es die, daß in unserem Volke trotz aller Aufklärung, trotz alles Freidenkertums und aller Propaganda für Gottlosigkeit dennoch ein unstillbares und unausrottbares Sehnen nach Dingen liegt, die nicht mit dem einfachen Verstand zu erfassen sind. Ein Jammer nur, daß dieses Sehnen in solcher Weise mißbraucht wird!

Es gibt kaum einen schärferen Gegensatz zwischen einem so ungeheuren, völlig unmöglichen Aberglauben, wie ihn die „Evangelisch-Johanneische Kirche" fördert, einerseits und dem unverhüllten Kampf gegen allen Gottesglauben andererseits, wie er zumal von der extremen Richtung des Freidenkertums betrieben wird. In Deutschland hat sich der Kommunismus dieses Kampfes angenommen. In Rußland wird derselbe Kampf mindestens halbamtlich betrieben, und die amtlichen Stellen unterstützen ihn mit ihrem Einfluß und ihrer Macht. Die freilich inhaltlich recht unbedeutende, aber, soweit die Rücksichtslosigkeit ihres Kampfes und die Energie ihrer Propaganda in Frage kommt, dennoch beachtenswerte Ifa, deren Ausstellung wir im Frühjahr 1930 in Berlin zu sehen Gelegenheit hatten, ist ein ausreichender Beweis dafür. Und neuerdings soll, Zeitungsnachrichten zufolge, die Internationale der Gottlosen ihren Sitz in Berlin nehmen. Ausgerechnet das deutsche Berlin Sitz der Internationale der Gottlosen, die vordem in Moskau ihren Platz hatte! Unwillkürlich empfindet man den Wunsch, daß der preußische Staat, der soeben mit der römisch-katholischen Kirche ein Konkordat abgeschlossen hat, und der jetzt in Verhandlungen mit den evangelischen Kirchen seines Landes über den Abschluß eines Kirchenvertrages steht, hier eingreifen und die Träger der Internationale der Gottlosen, die doch wahrscheinlich Russen sein werden, als lästige Ausländer von Berlin entfernen möchte. Haben wir Hoffnung, daß das geschieht? Ich glaube kaum. Auch könnte sich ja die Internationale der Gottlosen wahrscheinlich dadurch gegen eine solche Maßregel sichern, daß sie als rechtliche Träger deutsche Reichsangehörige wählt. Uns aber bleibt die eben berührte Tatsache ein Gegenstand des tiefen Schmerzes. Wir wissen freilich, daß man geistige Bewegungen im letzten Grunde nur mit geistigen Waffen bekämpfen kann. Wir wollen es auch wahrlich an dieser Art des rechten Kampfes nicht fehlen lassen. Aber es ist und bleibt doch eine Ungeheuerlichkeit, daß in so provozierender Weise mitten in Deutschlands Reichshauptstadt die Gottlosigkeit ihr Haupt erhebt.

Die evangelischen Kirchen sammeln ihre Kräfte zur Gegenwirkung. Die wirksamste Gegenwirkung ist die positive Arbeit. Man darf wahrlich nicht sagen, daß die evangelischen Kirchen es in diesem Stück an sich fehlen lassen. Und die freien Verbände, die sich an sie anschließen, sind ihre wackeren Helfer. Die Zeit der evangelischen Kirche, die seinerzeit Friedrich Nietzsche auf eine sehr knappe Frist begrenzte, ist längst nicht vorbei. Mancher hat, als in den letzten Jahren die Zahl der evangelische Theologie-Studierenden stark abnahm, gemeint, die evangelischen Kirchen würden am Pfarrermangel zugrunde gehen. Nichts war falscher als diese Ansicht. Seit mehreren Jahren ist die Zahl der Theologiestudierenden an deutschen Universitäten in starkem Wachstum begriffen. Sie hat jetzt einen Stand erreicht, wie er nicht einmal um 1890 erreicht war, als wir einen Ueberfluß an evangelischen Theologen zu verzeichnen hatten. Freilich, wir haben seitdem die Vorbildung unserer Pfarrer erheblich verbessert. Diese Verbesserung war nur dadurch möglich, daß die dafür erforderte Zeit verlängert wurde. Jetzt braucht normalerweise der Theologe vom Beginn der Universitätszeit bis zum Eintritt in ein altpreußisches festes Pfarramt siebeneinhalb Jahre, bis zum Eintritt in ein Vikariat sechseinhalb Jahre. Aber etwa in zwei Jahren wird sich das neue Anschwellen der Zahl der zur Verfügung stehenden Theologen bemerkbar zu machen beginnen, in spätestens zehn Jahren wird die Hochflut da sein. Uns mag gegenüber allem etwas mit dem Theologenmangel begründeten Pessimismus diese Erscheinung ein Trost sein. Wir haben reichlich junge Männer, die bereit sind, in den Dienst der evangelischen Kirche zu treten. Am Mangel an Theologen wird die evangelische Kirche bestimmt nicht zugrunde gehen. Freilich verbinden sich mit dem Anwachsen der Zahl der Theologiestudierenden andere Sorgen. Werden die tausende, die sich jetzt dem Studium der evangelischen Theologie zuwenden, das aus innerstem Bedürfen heraus tun? Oder wirkt etwa der Umstand stark mit, daß andere Berufe überfüllt sind, während Mangel an Bewerbern um evangelische Pfarrstellen herrscht? Die evangelischen Landeskirchen werden sich der hohen Verantwortung bewußt sein müssen, die diese Frage ihnen auflegt. Kommt nun dazu, daß die Vorbildungsmöglichkeiten keine unbegrenzten sind, weil z. B. die Zahl der Stellen in den evangelischen Predigerseminaren, deren Besuch in Altpreußen jetzt pflichtmäßig ist, nicht ins Ungemessene erhöht werden kann, so ergeben sich ernste Folgerungen. Wir werden damit rechnen müssen, daß nicht der gesamte Strom evangelischer Theologen glatt in den Pfarrämtern Aufnahme findet. Es wird in einiger Zeit ein großes Warten anheben müssen, wie das in anderen Berufen auch der Fall ist. Während jetzt um jeden Kandidaten, der anstellungsfähig wird, viele Gemeinden sich bemühen, werden dann die Kandidaten wieder ihrerseits Mühe haben, eine Pfarrstelle zu finden. Wen wirklich tiefe innere Neigung zum Pfarramt und ernste Liebe zur evangelischen Kirche treibt, wer auch die Vorbedingungen für sachgemäße Verwaltung des Pfarramts mitbringt, der soll sich nicht abschrecken lassen. Aber jedenfalls brauchen wir unbedingt in Zukunft Pfarrer, die auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen. Wir müssen Gewicht darauf legen, festzustellen, daß nicht ein Mindestmaß von Begabung und Fleiß für diesen Beruf genügt. Die Besten aus der Jugend des deutschen Volkes sind dafür gerade gut genug.

In diesem Zusammenhang muß daran erinnert werden, daß wenigstens in Preußen auch jetzt noch der Staat sehr erhebliche Beiträge für die Besoldung der Pfarrer zahlt. Der Staat hat daran auch in den letzten Jahren bereits zu sparen versucht, soviel er konnte. In seiner jetzigen mißlichen finanziellen Lage wird er diese Sparsamkeitstaktik wahrscheinlich in verschärftem Maße fortsetzen wollen. Wir werden mit reichlichen Schwierigkeiten hinsichtlich der Besetzung mancher Pfarrstellen, zumal der kleineren, zu rechnen haben. Wir werden vielleicht genötigt sein, noch stärker als bisher an den Abbau von ganz kleinen Pfarrstellen zu denken. Vielleicht werden auch andere recht einschneidende Maßnahmen sich unentbehrlich machen. Es warten unser hier große Aufgaben, die bald in Angriff genommen werden müssen. Auch die Zahl der Theologie studierenden Frauen ist, soweit ich sehe, im Wachstum be-

griffen. Freilich ist es nicht ganz leicht, hierüber genaue Ermittlungen anzustellen, da viele der für die Theologie eingeschriebenen Frauen dem Berufe der Religionslehrerin zustreben. So gewiß man es begrüßt, daß Frauen trotz der großen Schwierigkeiten und der langen Dauer der Vorbildung, und obwohl ihnen nicht die gleiche Besoldung wie dem Pfarrer zugestanden werden konnte, dennoch Theologie studieren, um sich dem Dienste der Gemeinde zu widmen, so wenig wird man gewisse Befürchtungen unterdrücken können. Wir gehen finanziell schweren Jahren entgegen. Für die Besoldung von Vikarinnen gibt der Staat keine Beihilfen. Die Gemeinden müssen die Kosten aus eigenen Mitteln aufbringen. Wie viele Gemeinden werden es sein, die Vikarinnenstellen gründen? In Altpreußen habe ich bisher nur von einer Provinzialvikarin im Rheinland, einer angestellten Vikarin in Potsdam und von einer einzigen Kirchengemeinde gelesen (Berlin-Steglitz), die sonst noch diese Absicht in die Wirklichkeit umzusetzen plant. Aber auch wenn in nächster Zeit einige solche Stellen gegründet werden sollten, so bleibt es doch außerordentlich zweifelhaft, ob ihre Zahl erheblich sein wird. Nicht wenige der jungen Theologinnen werden daher in ihren Hoffnungen enttäuscht werden. Daß hier schwerwiegende und nicht ohne weiteres aus dem Wege zu räumende sachliche Hindernisse vorliegen, pflegt der junge Mensch nicht zu verstehen. Es ist das Vorrecht des jungen Menschen, davon überzeugt zu sein, das alles, was man will, auch möglich ist. Unter diesen Umständen können leicht Verstimmungen erwachsen, die schädlich wirken. Ich glaube, nach der Entwicklung der letzten Jahre, fürs erste jungen Mädchen nicht dazu raten zu können, mit dem Ziel der Uebernahme des Amtes als Vikarin Theologie zu studieren.

Wir sind dabei, auch die Aemter des Gemeindehelfers und der Gemeindehelferin fester zu gestalten. Prüfungen für diese Aemter sind bereits eingeführt oder werden eingeführt. Die Anstellungsbedingungen werden geregelt. Es ist schwer, allgemeine Richtlinien aufzustellen, weil die Arbeitsbedingungen sehr verschieden sind. Aber eine gewisse allgemeine Regelung wird unausweichlich sein. Und es ist gut, daß sie angefaßt wird.

Breslau D. M. Schian.

Zur Umschau.

1. Deutsches Reich.

Die Antwort der Kirchen auf den Entwurf der preußischen Regierung in der Kirchenvertragsfrage ist am 27. November an die Staatsregierung abgegangen. Wiewohl über Einzelheiten nichts Genaues bekannt ist, so geht doch aus der gleichzeitig einsetzenden Presseerörterung, an der sich auch Leute beteiligten, die aus eigener Sachkenntnis tieferen Einblick in die Vorgänge haben, einwandfrei hervor, daß die Differenzen in der Hauptsache in der Frage der politischen Klausel liegen und in der Frage, wie bei einer eventuellen Aufnahme der politischen Klausel irgendwelche Rechtssicherheiten in den Vertrag einzubauen seien. In einzelnen verweisen wir auf den Artikel von D. Fahrenhorst in der vorliegenden Nummer.

Die Frage der pädagogischen Akademien in Berlin ist zum Stillstand gekommen. Kultusminister Grimme hatte den verschiedenen Strömungen nachgegeben und sich für die Regierung damit einverstanden erklärt, daß nun drei Akademien in Berlin errichtet werden sollten, und zwar, wie man hörte, eine evangelische, die jetzt nach Spandau kommen sollte, eine katholische in Verbindung mit dem Mommsengymnasium in Charlottenburg und die weltliche im Bezirk Wedding. Verschiedene Beobachter bemerkten, daß es Grimme wohl vor allen Dingen darauf ankäme, die weltliche Akademie unter Dach zu bekommen, und daß er daher auch der Errichtung der drei Akademien, anstatt der beabsichtigten zwei, zugestimmt habe. Die ganze Angelegenheit kommt nun aber infolge finanzieller Bedenken in ein ganz anderes Fahrwasser; von Zentrumsseite wurde die Frage aufgeworfen, ob es bei der gegenwärtigen Notlage überhaupt angebracht sei, neue Akademien zu errichten, besonders da ja auch noch genügend Junglehrer vorhanden seien, den vorhandenen Bedarf fürs erste zu befriedigen. Der Haushaltsausschuß hat sich diesen finan-

ziellen Bedenken angeschlossen, so daß also für die nächste Zukunft die Frage der Errichtung von Akademien überhaupt vertagt ist.

Neuerdings allerdings taucht eine andere Version auf: Bei der späteren Errichtung (also 1932 oder später) soll die evangelische Akademie nach Potsdam kommen, und die katholische doch nach Spandau. Sollte das den Tatsachen entsprechen, so müßten wir gegen diese neue Lösung bei der Bedeutung Spandaus doch kräftig Einspruch erheben.

Zeitungsnachrichten zufolge, über deren Bestätigung man allerdings nicht ganz klar sieht, besteht die Absicht, die Zentrale der „Internationale der Gottlosen" nach Berlin zu verlegen. Die Deutschnationale Fraktion im Preußischen Landtag hat daraufhin eine kleine Anfrage an die Regierung gestellt, was sie zu tun gedenke, um diese Verlegung zu verhindern, und ob sie gewillt sei, ausländische Mitglieder dieser Zentrale eventuell auszuweisen. Eine ähnliche Anfrage liegt von der Demokratischen Partei vor. Auch das Zentrum hat nach einer Meldung des „Tag" (299) in einem Schreiben an den preußischen Ministerpräsidenten Protest erhoben und ihn gebeten, eine Verlegung dieser Körperschaft nach Berlin, der es mit allen Mitteln entgegenarbeiten würde, unter allen Umständen nicht zuzulassen. — Wir werden es abwarten müssen, wer in diesem Kampfe Sieger bleibt, die Koalitionstaktik oder die Ueberzeugung.

In dem Gotteslästerungsprozeß gegen den Maler George Groß wegen des bekannten Bildes Christus mit der Gasmaske und Kommißstiefeln und einiger anderer Blätter derselben Mappe ist wieder ein Urteil gefällt worden. Und zwar erfolgte trotz der Aufhebung des vorigen freisprechenden Urteils durch das Reichsgericht vor derselben Kammer wieder ein freisprechendes Urteil. Der Staatsanwalt hat wieder Revision eingelegt, so daß die Sache also demnächst wieder vor dem Reichsgericht und dann noch einmal vor einem Berliner Gericht zur Verhandlung kommen wird.

In Thüringen forderte ein nationalsozialistischer Antrag die Kirche auf, ein Drittel ihres Staatszuschusses für Zwecke der christlichen Liebestätigkeit und für die produktive Erwerbslosenfürsorge nachzulassen. Für den Antrag stimmten im Ausschuß nur die Nationalsozialisten, die übrigen Parteien enthielten sich der Stimme. Für die Kirche würde das einen Ausfall von 1,25 Millionen Reichsmark bedeuten, sie müßte zum Ausgleich entweder die Kirchensteuer um 3 Prozent erhöhen oder 200 Pfarrstellen einziehen. Beides ist natürlich unmöglich. In kirchlichen Kreisen wird dieser Antrag sehr bedauert, weil durch ihn ganz falsche Vorstellungen über die finanziellen Verhältnisse der Kirchen geweckt werden. — Der Antrag ist inzwischen vom Landtag angenommen worden.

Der Thüringer Landtag hat ein für das kirchliche Leben bedeutsames Gesetz angenommen, das eine Aenderung des Kirchenaustrittsgesetzes von 1922 bedeutet. Danach wird die seinerzeit mit Rücksicht auf die Wünsche des Freidenkertums und im Interesse seiner Propaganda getroffene, den Kirchenaustritt in jeder Beziehung erleichternde Regelung jetzt grundlegend geändert. Die schriftliche Austrittserklärung bedarf — eigentlich eine Selbstverständlichkeit, die aber bisher für Thüringen nicht galt — einer gerichtlichen oder notariellen Beglaubigung. Gemeinschaftliche Austrittserklärungen werden nur für Ehegatten oder für Eltern und ihre minderjährigen Kinder zulässig sein. Weiterhin enthält das Kirchenaustrittsgesetz die neue Bestimmung, daß die Austrittserklärung erst nach Ablauf eines Monats nach der Abgabe wirksam wird. Diese letzte Bestimmung entspricht einer besonders im Süden des Reiches bewährten Praxis.

2. Oesterreich und Nachfolgestaaten.

Gemeindenachrichten. In Kötschach-Mauthen (Kärnten) wurde vom Pfarramt Treßdorf eine neue Predigtstation errichtet und der erste evangelische Gottesdienst gehalten.

In Galizien wurde in Neudorf bei Ottynia eine Kirche (Neubau aus den Grundmauern der im Krieg zerstörten alten Kirche), in Golleschau, Pfarre Hohenbach, ein Bethaus (Betsaal, Schulzimmer und ein Wohnzimmer für einen jungen Lehrer enthaltend), in Brigidau ein evangelisches Pfarrhaus und in Kaltwasser bei Lemberg ein evangelisches Schulhaus eingeweiht. Alle diese vier Weihefeste fielen auf einen Tag, den 9. November.

In Oedenburg (Westungarn) wurde der neue Bau der evangelisch-theologi-

schen Fakultät eingeweiht. Die Fakultät ist staatlich, trotz der ziemlich bedeutenden räumlichen Trennung ein Bestandteil der kön. Universität in Fünfkirchen. An der Einweihungsfeier nahm der Reichsverweser Horthy teil.

Persönliches. Oberkirchenrat D. Albert Gummi ist in Aussig im 72. Lebensjahr gestorben. Seit 1883 wirkte er als Pfarrer zu Aussig, seit 1900 bekleidete er das Amt des Superintendenten der „westlichen", d. h. deutschen evangelischen Superintendenz in Böhmen. Auch der Kirchenleitung der deutschen evangelischen Kirche in Böhmen, Mähren und Schlesien gehörte er seit 1919 an, vor 3 Jahren trat er in den Ruhestand, blieb aber noch in der Leitung des Diakonissenhauses zu Doppitz (Aussig) tätig.

Pfarrer Hugo Piesch von Neustadt a. d. Tafelf. wurde zum Pfarrer in Rothenburg (O.-L.) gewählt und verläßt damit seine heimatliche Kirche in Böhmen. Zum Pfarrer in Grottau (Böhm.) wurde Vikar Klaus, bisher in Rumburg, gewählt.

Vom Kampf der Minderheiten. Der Gerichtshof in Deva (Siebenbürgen, derzeit zu Rumänien gehörig) verurteilte den dortigen madjarischen reformierten Pfarrer Alexander Babos wegen Aufruhrs zu 6 Monaten Gefängnis, 10 000 Lei Geldstrafe und Amtsentsetzung. Pfarrer Babos hatte bei der Beerdigung eines Opfers politischer Unruhen Worte gebraucht, die der Staatsanwaltschaft als „aufrührerisch" erschienen.

Auf der Hauptversammlung des reformierten Kirchendistrikts diesseits der Theiß in der Slowakei erneuerte der Bischof Peter sämtliche Beschwerden, die seinen Vorgänger schließlich zum Amtsverzicht bewogen: Die Kirche bekam und bekommt nur einen Bruchteil der ihr zustehenden Staatsunterstützung; ausgediente Pfarrer können nicht in den Ruhestand treten, solche, die schon im Ruhestand leben, erhalten ihre Gebührnisse nicht; ein Teil der schon bezogenen Kongrua (staatliche Gehaltsbeiträge der Pfarrer) wird wieder zurückgefordert; das Recht, eigene Bekenntnisschulen zu errichten, und an allen Schulen den Religionsunterricht in der Muttersprache zu erteilen, wird vielfach verweigert, den madjarischen Gemeinden vielfach slowakische Regierungsschulen aufgedrängt usw.

In Neu-Rumänien hat sich allem Anschein nach eine beachtenswerte Schwenkung vollzogen. Es gehört, wie die „Wartburg" seinerzeit hervorgehoben, zu den Auswirkungen des Konkordats mit Rumänien, daß der Vatikan den madjarischen Kurs in den an Rumänien abgetretenen vormals ungarischen Gebieten preisgegeben hat, und in der Nationalitätenpolitik der rumänischen Regierung sehr weit entgegengekommen ist. So wurden für die beiden erledigten Bistümer in Temeschburg und Satmar, vereinigt mit Groß-Wardein, Bischöfe ernannt, die wenigstens ihren Familiennamen nach zu schließen, keine Madjaren sind: für Temeschburg Augustin Pacha, für Satmar-Großwardein Stefan Fiedler. Gleichzeitig entzog die Regierung 27 Priestern der Diöcese Satmar die Kongrua, d. h. den staatlichen Gehaltszuschuß. Die starke Erregung, die über diesen Kurswechsel in madjarischen Kreisen herrscht, ist natürlich oben sehr unwillkommen. Die neuen Leitenden lassen durch die Ripa (48) eine Darstellung verbreiten, die die Mißstimmung auf die Regierung ablenken soll, und suchen den Bischof Fiedler von der Mitverantwortung zu entlasten. Die 27 Priester sind nämlich dieselben, die ihren deutschen Dörfern unter rumänischer Herrschaft den madjarischen Religionsunterricht und selbst die madjarische Schule aufnötigen. Die Behauptung der Ripa, die betreffenden Schwabendörfer haben im Laufe von 200 Jahren die madjarische Sprache als Muttersprache angenommen, ist das gerade Gegenteil der Wahrheit. Wenn also der neue Bischof Fiedler, der selbst ein Schwabensohn sein soll, dem Treiben madjarischer Heißsporne mit entgegengetreten sein sollte, so würde das ihm nur zur Ehre gereichen und der Behauptung, daß die katholische Kirche „immer" für das Recht der Minderheiten auf ihre Muttersprache eingetreten sei, ja nur eine neue Bestätigung geben. Aber Satmar ist weit, und von zehntausend Deutschen weiß kaum einer davon. Da verzichtet man vor der Gefahr, madjarische Sympathien zu verlieren, lieber auf den Ruhm, auch einmal Deutschen zu ihrem Recht verholfen zu haben.

Am 19. November hat König Alexander die Verfassung der Deutsch-evangelischen Kirche in Südslawien, nachdem ihre Synode auf Wunsch der Regierung erhebliche Abänderungen vorgenommen hatte, genehmigt. Damit hat nach fünfjähriger angestrengter Arbeit die be-

deutendste der drei protestantischen Kirchen Südslawiens, die mit 125 000 Seelen die Hälfte der Evangelischen umfaßt, ihre endgültige Verfassung erhalten. Diese Kirche lutherischen Bekenntnisses vereint Teile von vier Kirchen des alten Oesterreichs, Ungarns, Bosniens und Serbiens. Neben den verhältnismäßig wenigen, aber wachsenden fortschrittlichen und aus verschiedenen Gesellschaftsschichten zusammengesetzten Stadtgemeinden steht als entscheidende Mehrheit die Zahl der großen Bauern- und Ansiedlergemeinden. Die Hälfte der Kirche ist weit verstreute und geldlich schwache Diaspora. Die Kirche mit ihrer presbyterial-synodalen Verfassung gliedert sich in acht Kirchenkreise, von denen einer wendisch, die übrigen deutsch sind. Der Name „deutsch-evangelische Kirche" wurde ihr vom Staat gegeben. Die lutherischen Slowaken halten sich völlig abgesondert und die Reformierten bilden, ungarischer Tradition gemäß, eine eigene Kirche. — Mit großer Befriedigung darf festgestellt werden, daß nunmehr einer der Punkte, um die seit Jahren das heißeste Ringen ging, gesetzlich verbrieftes Recht der Kirche wurde; der Religionsunterricht darf in allen Schulen in der Mutter- und Kirchensprache erteilt werden. Andrerseits wird eine Reihe von Beeinträchtigungen schwer empfunden: der Staat leistet der Kirche einen geldlichen Zuschuß, der Schlüssel hierfür benachteiligt aber die Protestanten gegenüber den anderen Bekenntnissen, auch gegenüber Juden und Mohammedanern; außerdem behält sich der Staat ein Aufsichtsrecht vor und in der Bemessung der Kirchensteuer ist die Kirche von ihm abhängig. Ebenso ist die Kirche in der Wahl ihrer obersten Würdenträger nicht völlig frei. Der Staat verwehrt ferner der Kirche, unter Hinweis auf die Gleichberechtigung aller Bekenntnisse und Religionen, Aeußere Mission zu treiben. Desgleichen verlangte er die Streichung des Absatzes, der das Recht der Kirche aussprach, Unterstützung aus dem Ausland anzunehmen — dies in einer Kirche, die infolge ihrer Armut ohne ständige Auslandshilfe ihren wichtigsten Aufgaben nicht nachkommen kann. — Dennoch darf ein wachsendes Verständnis des Staates für den Protestantismus bezeugt und die Hoffnung ausgesprochen werden, daß die deutsch-evangelische Kirche, die in den nächsten Monaten ihren Bischof zu wählen hat, einer gesicherten Zukunft entgegengeht.

3. Ausland.

Polen. Wie wir berichteten, hat die polnische Regierung einen Hirtenbrief der griechisch-unierten Bischöfe, der sich mit den Greueltaten der polnischen Soldateska in den ukrainischen Bezirken von Lemberg, Stanislau usw. beschäftigte, beschlagnahmt. Mag sein, daß dadurch die Wirksamkeit des Briefes im Inland unterbunden wurde; das Ausland ist dadurch jedenfalls auf die Dragonaden des neuen Polens erst recht aufmerksam gemacht worden. Berichterstatter englischer und amerikanischer Blätter konnten, obwohl man sie immer wieder verhaftete, Lichtbilder aufnehmen und in ihren Blättern veröffentlichen, aus denen die Taten der polnischen Unmenschen zu ersehen sind. Vielleicht, daß man dadurch in England und in Amerika, wo man sich ja immer für die Greuel der andern interessiert, auch auf die Zustände in Polnisch-Oberschlesien aufmerksam wird, obgleich ja den Deutschen von Polnisch-Oberschlesien kein national gesinnter Bischof oder Erzbischof schützend zur Seite getreten ist.

Als besonders erschwerend erscheint es der romtreuen Presse (z. B. Bair. Kurier 315), daß der unierte Metropolit und Erzbischof von Lemberg, Graf Scheptizky, der eigens nach Warschau reiste, vom Staatspräsidenten nicht empfangen wurde! Da war er allerdings von alten österreichischen Zeiten her eine andere Behandlung gewöhnt. Da außerdem von den polnischen Soldaten Kirchen geschändet, Heiligenbilder mit Füßen getreten, Priester im Ornat verprügelt, ein von Nonnen geleitetes Waisenhaus nachts erstürmt wurde usw., so haben sich die in Rom wohnhaften Ukrainer an den Papst mit der Bitte um Einschreiten gewandt.

Indien. Spaltungen unter den „Jakobiten", den Nachkommen der alten Thomaschristen an der indischen Malabarküste, haben zum Uebertritt des gewesenen Erzbischofs Ivanios und seines Weihbischofs Theophilos zum römischen Katholizismus geführt. „Zahlreiche" Mitglieder eines von ihm gestifteten Männerordens und einer ebenfalls von ihm gestifteten Frauenkongregation haben sich ihm angeschlossen; die römische Presse erhofft einen baldigen Anschluß der ganzen „jakobitischen" Kirche. Diesen Anschluß erhofft und erstrebt sie allerdings schon seit Jahrhunderten; gelegentliche Erfolge wechselten mit noch stärkeren Rückschlägen, auch im 19. Jahrhundert.

Australien. Eine Verschmelzung der Kongregationalisten, Presbyterianer und Methodisten in Australien, die schon seit längerer Zeit vorbereitet wird, hat auf einer Tagung in Adelaide weitere Fortschritte gemacht. Ein Ausschuß zur Ausarbeitung der Bundessatzung wurde eingesetzt. Einstweilen sollen die Pfarrer fleißig ihre Kanzeln tauschen.

Brasilien. Auf einer Tagung in S. Leopoldo haben die 45 evangelischen Frauenvereine des Staates einen Verband geschlossen. Der Wunsch nach organisatorischem Zusammenschluß der deutschen evangelischen Frauenvereine ist nicht neu, aber erst P. Bliedner, damals im Auftrage des Wittenberger Katharinenstiftes am deutschen Krankenhaus in Porto Alegre tätig, konnte die Vorarbeiten in die Wege leiten. Sein Nachfolger P. Borgards nahm sich der Sache an und konnte sie zu einem glücklichen Ende führen. Leider stand die Tagung unter einem Unstern, denn einmal war Herr P. Borgards durch Krankheit in der Erledigung der Vorarbeiten behindert, sodann und vor allem aber war der Besuch der Tagung durch die kurz vorher ausgebrochene Revolution beeinträchtigt; auch alle Fest- und Vortragsredner hatten abgesagt. Trotzdem fand die Tagung statt, und von 45 Vereinen waren immerhin 17 Vereine durch 35 Abgeordnete vertreten. Freilich zeigte sich die Einwirkung der Zeitlage auch darin, daß nur ein vorläufiger Vorstand auf ein Jahr gewählt wurde, die endgültige Vorstandswahl soll auf der nächstjährigen Generalversammlung stattfinden. Zur Vorsitzenden wurde Frau P. Borgards gewählt. Die Verhandlungen legten auch die sonstigen Einzelheiten der Organisation fest (Satzung, Beitrag usw.). P. Wolf von S. Leopoldo sprach über die Arbeit der Einzelvereine. Die Riograndenser Synode war durch ihren Vorsitzenden, P. Dietschi, vertreten. Der Tagung vorauf ging das Jahresfest des Frauenvereins von S. Leopoldo, allerdings auch durch die politischen Verhältnisse etwas beeinträchtigt.

Durch die Gründung des Verbandes ist eine gewisse Rückständigkeit der deutschen evangelischen Kirche gegenüber den brasilianischen Methodisten, Episkopalen, Baptisten und Presbyterianern beseitigt worden, die schon längst die Kräfte der einzelnen Frauenvereine durch organisatorischen Zusammenschluß der gesamtkirchlichen Arbeit dienstbar gemacht haben.

Deutsch-protestantische Bücherschau.

Allerlei Weihnachtliches.

Alte und neue Weihnachtslieder. Für Schule und Haus gesammelt von Karoline Wichern. Hsg. und z. T. neubearb. von Elisabeth Friedrichs. 213.—222. Tsd. Potsdam, Stiftungsverlag. 48 S. 8°. 50 Pf., Staffelpreise, Dazu: Klavierausgabe. 11.—15. Tsd. Neu bearb. und in völlig neuer Ausstattung. 11.—15. Tsd. Ebda. 62 S. 4°. 2,40 RM., Halbl. 3,20 RM.

Lieder um Weihnachten. Eine Sammlung von 78 der schönsten Lieder zu Advent, Weihnachten, Neujahr und Epiphanias. Mit einstimmigem Notensatz. Hsg. von Walther Rittlitz. 64 S. Kl.-8°. 50 Pf., Staffelpreise. Dazu: Klavierausgabe, auch verwendbar für gem. Chor. Vierstimmig ges. von W. Helmke. 85 S. 1,80 RM., Halbl. 2,80 RM. Beide Hamburg, Rauhes Haus.

Johannes Wechtlin, Vom Heilandskind. Ein Büchlein mit Bildern und Geschichten vom Jesuskind. Mit zahlreichen Bildern nach klass. Originalen in mehrf. Umschlag. Potsdam, Stiftungsverlag. 32 S. 40 Pf.

Ewald Mosel, Jugendfreude. 1. Die Kindheit und Jugendzeit Jesu. Bibl. Verserzählungen aus dem N. T. für die Kinderwelt. Olbernhau i. S., Evangel. Grenzverlag (1930). 16 S. 20 Pf.

Scherenschnitt-Postkartenreihen von Johanna Beckmann: 59: Blühendes Leben II; 60/61: Das Jahr. 62/63: Märchen. 64: Glückwünsche. Jede Reihe mit 6 Karten im Umschl. 60 Pf. Potsdam, Stiftungsverlag.

Verteilhefte für Weihnachtsfeiern: Blüten und Früchte. Je 16 S. kl.-8°. Tautropfen. Je 16 S. 8°. Blumen am Wege. Je 16 S. gr.-8°. Das Heft 15, 20, 25 Pf. Staffelpreise. Lahr, Kaufmann.

Die hier zusammengestellten Gaben hängen alle irgend mit Weihnachten zusammen: Die Weihnachtslieder, die gleich durch zwei empfehlenswerte Sammlungen vertreten sind, das Weihnachtsbüchlein mit seinen Bildern vom Christkind aus den Schätzen bester alter und neuer Kunst mit gutem verbindendem Text; die Gedichte über Jesu Kindheit und Jugend

können allerdings nur als gutgemeint bezeichnet werden. Zu Weihnachtsfeiern braucht man hübsche Postkarten; die Scherenschnittkarten von Johanna Beckmann gehören zum Schönsten, was wir auf diesem Gebiete kennen; ferner braucht man die bekannten Verteilhefte; bei obigen sind die Umschlagbilder etwas veraltet, der Text ist gut. Wfr.

„Deutsche Weihnachten". Verlag des Evangelischen Vereins für die Pfalz, Kaiserslautern 1930. 150 S. 1,50 RM.

Es kann in einem solchen Buch, das aus Beiträgen einer ganzen Reihe von Verfassern zusammengesetzt ist, nicht alles gleichwertig sein. So scheint uns die Auswahl der Erzählungen diesmal nicht besonders geglückt. Dagegen erscheinen uns Aufsätze, wie „Weihnachten in der Malerei", „Weihnachten im Lied", „Der Christbaum" u. a. besser gelungen. F.

Mischehe.

Florentine Gebhardt: Agatha Oversteen. Eine rheinische Novelle aus vergangenen Tagen. Berlin W 10, Säemann-Verlag, 1930. 8°. 136 S., brosch. 1,50 RM., Lbd. 2,— RM.

Auf dem Gebiete der Mischehe tut Aufklärung dringendst not. Hier wird sie nicht in lehrhafter Form geboten, sondern in dem anmutigen Gewand einer spannend geschriebenen Novelle. Ein junger evangelischer Maler lernt eine schöne junge Katholikin kennen, die ihm das Vorbild zu einem Marienbilde abgibt. Beide entbrennen in Liebe zueinander, doch der Beichtvater des Mädchens will diese schönste und frömmste Tochter seiner Kirche nicht so leichten Kaufes hergeben — entweder der Maler zahlt den von ihm festgesetzten Preis und wird katholisch, oder aus dieser Verbindung darf nichts werden. Und er erreicht sein Ziel, er vollendet sein Zerstörungswerk und richtet die beiden nahezu zugrunde.

Dieses Problem, das in der deutschen Literatur bisher nur selten behandelt ist, obwohl es doch eines der tiefsten und dankbarsten ist, wird hier meisterhaft dargestellt. Die Liebe des jungen Malers, die alle Hindernisse spielend zu überwinden glaubt und die verschiedenen an ihn ergehenden Mahnungen mißachtet — das Gegenspiel des Beichtvaters, der aus dieser Verbindung unbedingt einen Gewinn für seine Kirche herausholen möchte und auch die Angehörigen des Mädchens in dieses verderbliche Spiel hineinzieht — das alles rundet sich zu einem Bilde voll gewaltiger Tragik, so daß dieses schmucke Heftchen über seine unleugbare Tendenz hinauswächst zu einem wirklichen Kunstwerk. N.

Biographisches.

Otto Funcke, In der Schmiede Gottes. Lebenserinnerungen. In Verbindung mit G. Funcke hsg. von Hans Berneck, Potsdam, Stiftungsverlag 1930. 241 S. Lbd. 3,30 RM.

D. O. Schabert, Märtyrer. Der Leidensweg der baltischen Christen. 47. bis 49. Tsd. Hamburg, Rauhes Haus 1930. 71 S. 1,50 RM.

Friedrich Walter, Hünefeld. Ein Leben der Tat. Potsdam, Ernte-Verlag 1930. Kart. 3,50 RM., Lbd. 5,80 RM.

Nun wird langsam die Generation alt, die mit Funckes Erzählungen und Schriften aufgewachsen ist. Ganz vergessen soll aber doch der Mann nicht werden, der Ungezählten nicht bloß fröhliche Unterhaltung, sondern auch seelische Förderung geboten hat — mitsamt seinen kleinen Schwächen, zu denen wir z. B. einen leichten Anflug von Selbstgefälligkeit rechnen können. Die Selbstbiographie, einst etwas breit (unter dem Titel: Fußspuren des lebendigen Gottes) angelegt, ist nun auf einen lesbaren Band zusammengezogen, der Funckes Leben bis an die Schwelle seines Bremer Amtes behandelt. Möge das Lebensbild des alten Kämpen auch einem neuen Geschlecht ewige Werte schenken.

Die tief erschütternde Geschichte der baltischen Märtyrer hat Schabert neben einigen größeren Schriften auch in oben genanntem kleineren Heft behandelt, das nun in neuer Bearbeitung erschienen ist. Das sollte in unseren Gemeinden bis zum letzten Gemeindeglied bekannt werden.

Nach einem etwas unausgeglichenen Buch über Hünefelds Werdegang erhalten wir jetzt von demselben Verfasser ein ganz ausgereiftes, vorzügliches, begeistertes und begeisterndes Buch über den Ozeanflieger. Als tapferer hochsinniger Mensch, feinsinniger Dichter, aufrechter Christ und Ehrenmann durch und durch tritt uns dieser Sohn deutscher Erde menschlich nahe. Namentlich der Jugend hat dieses Buch viel zu sagen. Schr.

„Peter Roseggers Briefe an einen Franzosen", herausgegeben von Amédée Vulliod, ord. Prof. an der

Universität Nancy. L. Staackmann, Leipzig, 1930. 86 Seiten, gebunden 2,— RM., Leineband 3,50 RM.

Roseggers französischer Biograph bietet den Briefwechsel dar, den er in den Jahren 1908—15 mit dem Dichter geführt hat und gibt eine feinsinnige Einleitung dazu. Er hat Rosegger gut verstanden als den „Menschen der Idee", der sozialen, ethischen, der Idee des Guten, Gottes, und als solcher tritt Peter Rosegger auch in den Briefen vor uns. Sie zeugen von der Möglichkeit eines tiefen geistigen Verstehens zwischen vorurteilslosen Menschen verschiedener Nationen und bekunden in großen idealen Dingen die Uebereinstimmung eines romanischen und eines germanischen Herzens. Aus dem Inhalt der Briefe heben sich besonders Roseggers Ausführungen über seine Stellung zum Katholizismus und seine tiefe Auffassung vom Weltkrieg heraus. F.

Unterhaltendes.

Artur Brausewetter, Die Sterne lügen nicht. Roman. Leipzig, Otto Janke (1931). 2,75 RM., geb. 4,— RM.

Artur Brausewetter, Wer die Heimat liebt wie du. Roman. 71.—80. Tsd. Leipzig, Otto Janke (1930). 416 S. 2,85 RM.

Anny Wienbruch, Wetterleuchten im Wasgau. Ein Zeitbild aus der Freiheitsbewegung des Elsaß. Potsdam, Ernte-Verlag 1930. 218 S.

Monika Hunnius, Baltische Frauen von einem Stamm. 1. bis 10. Tsd. Heilbronn, Salzer, 1930. 119 S. 1,60 RM., geb. 2,80 RM.

Etwas. Ein Buch zum Lesen und Vorlesen. Gesammelt von Walther Rittlitz, Hamburg, Rauhes Haus 1930. 112 S. Lbd. 2,80 RM.

Josef Wittig, Tröst mir mein Gemüte. Ein Weihnachtsbuch. Ebenda 1930. Lbd. 4,— RM.

Der jüngste Roman von Brausewetter verrät etwas von seinem Hintergrund schon in seinem Titel: Die Sterne lügen nicht. Es weht etwas von Hellseherei und Astrologie um die Menschen dieses Buches. Aber doch nur als ein Hintergrund, als „ein Etwas, zu dem wir den Schlüssel noch nicht gefunden haben". Im übrigen zeigt es wieder Brausewetters meisterhafte Kunst, Menschen und Schicksale zu zeichnen und die tief sittlichen Grundideen über Schuld und Not hinweg zu ihrem Rechte zu bringen. „Unterhaltungslektüre", — ja, aber solche, die seelisch fördert. Unter den Weihnachtsbüchern dieses Jahres sei dies Buch denn mit in erster Linie empfohlen.

Brausewetters Ostpreußenroman, der die Schicksale einer Gruppe von Menschen und ihrer Heimatprovinz in dem Schicksalsjahre 1914 zum Hintergrund hat, ist bei seinem ersten Erscheinen an dieser Stelle von Dr. Eckardt warm begrüßt und empfohlen worden. Wir freuen uns, daß dieses bleibend wertvolle Buch jetzt unter den 2,85-RM.-Bänden herauskommt; es hat gerade heute wieder besondere Bedeutung.

Mit Teilnahme liest man den Elsaßroman „Wetterleuchten", der in seinem wichtigsten Teil den Kampf der französischen Regierung gegen die Autonomisten zum Gegenstand hat. Wir hätten ja wohl einige Anmerkungen zu machen, die hier nur angedeutet seien: Man kann doch nicht alle möglichen Unerfreulichkeiten immer und ewig nur mit der Grenzlandnot entschuldigen. Das Elsaß ist doch wahrlich nicht das einzige deutsche Grenzland, und in anderen Gebieten hat man, zum Teil unter schwereren Kämpfen, seine deutsche Art besser gewahrt. Und die Auffassung vom Grenzland als der Völkerbrücke hat ihr Bedenkliches. Es ist Brückenschicksal, von beiden Seiten — getreten zu werden. Trotz solchen Vorbehalten aber kann das Buch als Gewinn bezeichnet werden.

Monika Hunnius hat uns wieder eines ihrer Baltenbücher geschenkt; Zeugnis einer wertvollen Welt, die versunken ist.

„Etwas" von Andersen, und zehn andere Kurzgeschichten von Ebner-Eschenbach, Blunck, Schmittheimer, Scharrelmann und anderen Verfassern füllen zusammen einen kleinen Band für jeden, der „Etwas" zum Vorlesen sucht.

Und zuletzt Josef Wittig! Sein Bestes kann in einem solchen weihnachtlichen Buch sich rein und stark entfalten: Seine zarte Innigkeit, die die Kraft einer geschlossenen eigenwüchsigen Persönlichkeit bedeutet, die Tiefe eines fromm-fröhlichen Herzens, ein freundlicher Humor, der oft den Schalk hinter sich hat — das kleine hübsche Buch, das auch äußerlich Wohlgefallen weckt, gehört zu den erfreulichsten Gaben dieser Weihnachtszeit. Wer es sich oder anderen schenkt, bringt Freude. Hr.

Else Model: „Leonard Herdegens wundersamer Feiertag". 13 Erzählungen für junge Menschen. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart 1930. 144 Seiten. Ganzleinen 4,80 RM.

Es geschieht zum Teil nicht viel in diesen Erzählungen, aber es sind Stimmungsbilder von feinster Form und reinstem Inhalt, die den Besinnlichen unter den jungen Menschen von heute viel Freude machen können. F.

Fritz Karl Weber, Reinhart und Benigna. Roman. 308 Seiten. 8°. München, 1930, C. H. Beck. Preis geheftet 4,— RM., in Leinen 6,50 RM.

Den zwei vorangegangenen Bänden „Reinhart der Stammler" und „Reinhart und seine Helfer" läßt Weber den dritten folgen, der das Buch der Jugend seines Helden zum Abschluß bringt, in sich freilich völlig geschlossen ist. Wer heute noch Sinn hat für besinnliche Bücher, in denen nicht Sensation das Wort hat und wirres Geschehen die Nerven aufpeitscht, sondern wer etwa die Welt eines Adalbert Stifter liebt, der greife zu Webers Büchern. Der dritte Band erzählt, wie der junge Pfarrvikar Reinhart Pflüger im Amt und Beruf weiterschreitet zum Doktor und Pfarrer hin, und wie ihm auf diesem Wege Benigna begegnet, das unendlich fein gezeichnete Freifräulein, die er zur Gefährtin seines Lebens gewinnt, um sie freilich nach kurzer Ehe wieder hingeben zu müssen. Liebe Menschen umgeben diese beiden Gestalten, liebliche Landschaften umrahmen ihr Erleben. Es ist schön, daß heute noch solche Bücher geschrieben werden, und noch schöner wäre es, wenn sie recht viel gelesen würden. F.

Kriegsbücher.

Rüdiger Alberti, Gott im Krieg. Erlebnisse an der Westfront. 288 Seiten. Berlin N 31, Acker-Verlag. Kart. 4,50 RM., Leinen 6,— RM.

Das Buch behandelt die Kriegserlebnisse eines jungen Freiwilligen, der die letzten schweren Ausgangszeiten des Weltkrieges, besonders in Flandern, mit durchgemacht hat. Es ist ein ernster Titel, den er seinem Buch gegeben hat, denn es liegt in ihm das ernsteste Problem beschlossen, das der Krieg uns stellte; es ist der jungen Kraft des Verfassers nicht gelungen, es zu lösen; die Antithese: „Der Krieg ist wider Gott, aber Gott ist doch im Kriege" ist keine Lösung. Doch aber bleibt das Buch in seiner frischen Darstellung lesenswert. F.

Leutnant Schmidt und seine Kompagnie. Aus den Tagebüchern des Kriegsfreiw., Vikars Dr. Erich Schmidt, † als Leutnant im Juli 1918. Hsg. von Friedrich Walter. Ebda. 1930.

Ein rechtes deutsches Kriegsbuch — wirklich ein deutsches Buch nach dem vielen entsetzlich undeutschen Zeug, mit dem wir eine Zeitlang überschwemmt wurden. Kriegsfreiwilliger Dr. Schmidt, Vikar im Rheinland, bald Leutnant Dr. Schmidt, kämpft am Damenweg, in der Champagne, vor Verdun (Vaux!), in den Argonnen usw., überall wo es heiß ist, bis ihm Juli 1918 der Tod die Siegespalme reicht. Er hat sich den Geist vom August 1914 bewahrt bis zum Ende, und dabei half ihm die unzerstörbare Gottverbundenheit, die er auch anderen mitzuteilen vermochte. Ein Buch vom Gotterleben im Kriege, wie wir es gerade jetzt so bitter nötig haben. Schr.

Aus dem Leben der Kirche.

Fr. Baun, Das schwäbische Gemeinschaftsleben, in Bildern und Beispielen gezeichnet. Zweite, neu bearb. Aufl. Stuttgart, Quellverlag 1929. 206 S. Halbl. 3,80 RM., Ganzl. 4,50 RM.

Der württembergische Pietismus hat im evangelischen Deutschland stets eine besondere Stellung eingenommen. Seine besonnene Nüchternheit, die das Schwärmertum sich stets fernzuhalten wußte, seine schlichte geradsinnige Herzenswärme, bisweilen auch seine kernige Urwüchsigkeit, haben ihm stets viele Freunde verschafft. Das hier schon in zweiter Auflage vorliegende Buch zeigt ihn allerdings stark in apologetischer Beleuchtung und geht über unzweifelhafte Schwächen etwas rasch weg; auch sind Dinge der neuesten Entwicklung nicht genügend berücksichtigt. Schr.

Das Evangelium in Oesterreich. Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart. Selbsterlebtes aus den Anfängen der evangelischen Bewegung in der Steiermark von Wilhelm Ilgenstein. Kaiserswerth, Verlag der Buchhandlung der Diakonissenanstalt, 1930. 155 Seiten. Preis 2,50 RM.

Ein Kenner redet in dieser Schrift, der selbst jahrelang in Fürstenfeld in der Steiermark in der Los von Rom-Bewegung als alter Meyerscher Vikar und Pfarrer tätig war, und der nun aus dem Reichtum seines Erlebens von den kraftvollen Anfängen und dem gesegneten Fortgang dieser Bewegung bis in die Ge-

genwart hinein zu erzählen weiß. Ob er von seinen mehrfachen Begegnungen mit Peter Rosegger berichtet, ob er von der Macht der Gegenreformation ein düsteres Bild entwirft, oder von Morgenluft und Morgenrot unter Josef II. kündet, ob er sein eigenes Erleben in der Los-von-Rom-Arbeit in bunten Bildern an uns vorüberziehen läßt, oder uns von seiner getreuen Lebensgefährtin, der Sturmpfarrerin von Fürstenfeld, ein ergreifendes Bild malt — überall ist er fesselnd und spannend. Das Buch macht Freude und Mut und verdient besonders in den Kreisen des Evangelischen Bundes weiteste Verbreitung. F.

Geschichtliches.

Emil Uellenberg: „Ich hab's gewagt!" Ein Lutherroman. Verlagsbuchhandlung P. Ott, Gotha 1930. In Leinen geb. 6,80 RM. 316 Seiten.

Ein ganz starkes Buch, das in gewaltiger Kraft der Sprache und mit wunderbarer Anschaulichkeit und Lebendigkeit die Hauptmomente des bewegten reformatorischen Lebens und Erlebens von Luthers Geburt an bis zur Coburg 1530 darstellt. Hier spricht wirklich ein Eigener, und wir haben ganz wenig Lutherbücher, die Uellenbergs Meisterwerk an die Seite gestellt werden können.

Wir wünschen diesem Buch weiteste Verbreitung. F.

Dr. Hermann Vortisch: „Gustav-Adolf, Christ und Held". Ein Lebens- und Zeitbild, nach den neuesten Quellen bearbeitet. Stiftungsverlag, Potsdam 1930. 195 Seiten. Preis geb. 4,— RM.

Das frisch und volkstümlich geschriebene Buch, das Gustav-Adolfs Leben von seinem Aufbruch aus Schweden bis zu seinem Tode bei Lützen anschaulich darstellt, ist wohlgeeignet, in den beginnenden Jubiläumsjahren das Gedächtnis des „Löwen aus Norden" in vielen evangelischen Häusern und Herzen lebendig zu machen. F.

Lobositz 1756. Geschichte eines schlesischen Junkers. Roman von Hellmut von Schweinitz. Leipzig S. 3 (1930). Adolf Klein-Verlag. 176 Seiten. Elegant gebunden 4,— RM.

Der Verfasser hat sich in die wirren Zeiten des Siebenjährigen Krieges so tief hineingelebt, daß er mit innerster Wahrhaftigkeit ein besonders fesselndes Kapitel aus jenen Zeiten uns darzustellen vermag. Das Schicksal zweier Jungedelleute, eines Seydlitz und eines Gersdorff, führt er uns lebendig vor Augen, die ihrer allzu strengen Anstaltszucht in Schlesien entfliehen, um zu den Oesterreichern zu gehen. Preußische Werber zwingen sie wider Willen in den Dienst des großen Preußen-Königs. Ein allzu frühes Ende rafft den jungen Seydlitz im Kampfe von Lobositz dahin. Den jungen Gersdorff führt Kriegsgeschick mit dem prächtig gezeichneten Führer der Potsdamer Husaren, dem Obristleutnant von Rathenow, eng zusammen, und in seiner Schule lernt er die Begeisterung für Preußen als den Führerstaat zum künftigen Großdeutschland und für Friedrich den Großen als Führer zu diesem Ziel. So opfert auch er bei Leuthen sein Leben gern im Dienste dieses Ziels. Das prächtig geschriebene, von innerer Begeisterung zeugende Buch kann, namentlich auch für die heranwachsende Jugend, herzlich empfohlen werden. F.

„Helden und Harlekins des Höchsten" von Erich Siegfried Müller. Skizzen aus dem Leben von Gottsuchern. 88 S. Mit 7 Originalholzschnitten von Kurt Renck-Reichert. Gralsburg-Verlag, Kaiserslautern. 1928. Geb. 2,50 RM.

Die Veröffentlichungen des Gralsburgverlages wollen aus der Oberflächlichkeit zur Verinnerlichung, aus Geistlosigkeit zurück zum Geist, mit der Gralsidee durch opferbereiten Dienst zu wahrem Menschentum führen. Das vorliegende Bändchen enthält 14 Skizzen, in denen Gestalten aus der Kirchengeschichte in dichterischer Form uns vorgeführt werden, um zu zeigen, wie Gott den Menschen ergreift und alles anders macht. Fast überall wird das Opfermotiv angerührt. Die Hingabe, das Opfer, macht den Menschen erst selig. Zwei Skizzen (Martin-Jörg) behandeln Luther. Die letzten sind aus dem Weltkrieg und der Gegenwart entnommen. Der Titel ist irreführend. Vom Harlekinmäßigen haben die Gestalten nichts an sich. Es ist ein ernstes und feines Schriftchen. Stgl.

Für Amt und Gemeinde.

Jesus Christus der Herr. Theologische Vorlesungen von Emanuel Hirsch (2. fast unveränderte Auflage, Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1929, 92 S. brosch. 3,— RM.).

Dem Buch liegen Vorlesungen zugrunde, die 1925 in Stuttgart gehalten worden sind, um gebildete, nachdenkende Menschen zur Gottheit Jesu Christi zu führen. Der Verfasser ringt um eine neue Christologie

und geht dabei eigene Wege. Er selbst sagt, daß er durch die kritische Theologie hindurchgegangen ist und dann viel von Schlatter gelernt hat. Seinen Ausgangspunkt nimmt er von dem historisch Gegebenen, dem Wort Christi, der Geschichte Christi und dem ersten Zeugnis. Darin folgt man ihm gern, weil man damit festen Boden unter den Füßen hat. Freilich findet er damit nicht die Billigung der jüngsten theologischen Schule. Seine dogmatische Anschauung setzt er in zwei Kapiteln auseinander: „Die Gottheit Jesu Christi in ihrem Handeln an uns" — „Das Handeln Gottes als Grund der Gottheit Jesu Christi". Die Gedankengänge sind nicht leicht durchsichtig, aber sie zeigen ein tiefes, ehrfürchtiges Ringen um ein großes Geheimnis und einen strengen Wahrheitsernst, der den Denker erfüllt und ihn offen aussprechen läßt, wo er in Gegensatz tritt zur alten kirchlichen Lehre. Es ist bezeichnend, wie stark er das Menschliche an Jesus sieht und dann doch das Bekenntnis zur Gottheit herausstellt. Auch der Unterschied zwischen Jesus und dem Vater wird gewahrt. Wie in seiner Schrift übers Gebet, so wird auch hier wieder unter Ablehnung von mystischen Gedanken das persönliche Vertrauensverhältnis als maßgebend für echte Religion in den Vordergrund gehoben. Alles in allem: Eine fesselnde Studie, die zum Nachdenken über das Kernstück unserer christlichen Religion anregt. Stgl.

„Das Evangelium Jesu und unsere Fragen und Nöte." Eine zusammenfassende Darstellung von Hans Spahn. 256 Seiten. In feinem Ganzleinenband Preis 6,— RM.

Ein Praktiker, vor allem in der Unterweisung der Jugend erfahren, hat das Buch verfaßt; dazu ein Lehrer, dessen Stärke in dem Heranziehen feiner Gleichnisse und Bilder liegt. Es ist ein Schweizer, der das Buch geschrieben hat, und so wird man in deutschen Kreisen mit manchem nicht einverstanden sein können, so mit dem Zitat des bekannten Grey'schen Wortes über Deutschlands Kriegsschuld (Seite 230), so mit den Ausführungen über den Völkerbund (ebenda) oder über den Militarismus (S. 227). Auch wird manches „Frömmelnde", so die Erzählungen auf S. 119/22 nicht nach jedermanns Geschmack sein, aber im übrigen schreibt Spahn ernst, folgerichtig und klar und bekundet im ganzen einen wohltuenden Willen zu einem Christentum der Tat. Das macht das Buch doch wertvoll. F.

„Ringe recht!" Eine evangelische Ethik als Anweisung zum christlichen Leben von weiland P. Giesebert Stockmann. Herausgegeben von P. Harmannus Obendieck (Schwerin i. M., Fr. Bahn, Großoktav 216 S. geh. 3.50 RM.)

Auf einer Konferenz für Volksmission 1924 äußerte D. Füllkrug: „Vor allem Dingen brauchen wir eine konkrete evangelische Ethik, besonders Sexualethik, die praktische Richtlinien in einzelnen Fällen gibt und den Menschen zur Stütze wird in der eigenen, ihn oftmals niederdrückenden Unsicherheit." — Diesen Wunsch hat der Verfasser erfüllen wollen. Er hat sein Buch geschrieben für nachdenkende Menschen aus allen Ständen und hofft, daß besonders evangelische Vereine aus ihm Stoff für Vorträge und Besprechungen gewinnen werden. Dazu eignet sich das Buch auch in der Tat. Es hält sich nicht lange mit den grundsätzlichen Problemen der Ethik auf, sondern geht sofort ins Konkrete. Die ersten 57 Seiten bieten die Individualethik, die andern 130 die Sozialethik. Ein sehr ausführliches Sachregister erleichtert den Gebrauch, wenn man über einzelne Fragen sich orientieren will. Der Verfasser schreibt im Blick auf die Gegenwart. Taylorsystem, Syndikate, Trusts, Streik, Sport, Sozialrentner, alles wird berührt. Die Quelle der christlichen Ethik sieht er in der Offenbarung Gottes in Christo Jesu, und fügt hinzu, daß man zur Lösung solcher Fragen, die den urchristlichen Gemeinden noch ferne lagen und uns heute beunruhigen, den guten, wohlgefälligen und vollkommenen Gotteswillen zu erkennen suchen muß, indem man die durch die neutestamentliche Lebensauffassung gegebenen Gesichtspunkte in Betracht zieht. Damit hat das subjektive Moment doch großen Spielraum und tritt auch bei der Behandlung der Gegenwartsfragen stark zu Tage. Was der Verfasser dazu sagt (z. B. zu den wirtschaftlichen, politischen, sozialen Fragen) ist sehr ruhig und wohl abgewogen, aber doch eben zu sehr persönliche Anschauung. Die Wucht und der Ernst so manches Gegenwartsproblems kommen nicht zum Bewußtsein. Es erscheinen die Dinge zu einfach. Der Verfasser vertritt die ältere Generation. Stgl.

Jugend und Gemeinde. Studien zur Evangelischen Jugendkunde. In Verbindung mit Professor D. Dr. Heinrich Frick in Gießen und Professor D. Dr. Wilhelm Stählin in Münster i. W. herausgegeben von Professor D. Dr. Leopold Cordier-Gießen.

Heft 3: Die reformatorische Botschaft in der Jugendbewegung. Von Friedrich Langenfaß, Pfarrer in München. 69 S. Gr. 8°. 1928. Verlag Friedrich Bahn in Schwerin i. Mecklb. 2,80 RM.

Die Lage, die Botschaft, die Begegnung, die Aufgabe, das sind die vier Abschnitte, in welche der Verfasser seine Untersuchung gliedert. Er kennt die Jugend und glaubt, daß in der evangelischen Jugendbewegung die Lage günstig sei, um Verständnis zu gewinnen für die Botschaft des jungen Luther, welche durch das Erlebnis von Sünde und Gnade umschrieben ist. Er erhofft vom Einströmen solcher reformatorischer Kräfte in unsere Jugend viel für die Zukunft von Volk und Kirche. Die Schrift ist schon 1928 erschienen. Inzwischen ist es noch deutlicher geworden, daß Luther der Jugend heute vielerlei zu sagen hat. Der Ev. Bund arbeitet auch daran, die Jugend stärker mit Luther zusammenzuführen. Stgl.

Kalender.

Evangelischer Volksbote. Kalender des Evangelischen Bundes für 1931. 42. Jahrgang. Berlin, Evangel. Bund. 60 Pf., Staffelpreise.

Gustav-Adolf-Kalender 1931. 75. Jahrgang. Leipzig, Sächs. Verlagsgesellschaft. 60 Pf.

Christlicher Hauskalender (Lahrer Abreißkalender) mit tägl. Betrachtungen für 1931. Lahr, Kaufmann, 1931.

Licht auf den Weg! (Bibelkalender.) Ebenda.

Immerwährender Gedenkkalender. Breslau, Bergstadtverlag. 48 S. 20 Pf.

Die beiden erstgenannten Kalender sind unserem Leserkreis ohnedies bekannt; darum sei nur einmal noch kräftig auf sie hingewiesen. Die beiden letzten sind Abreißkalender: der erste mit ausgeführter Andacht für jeden Tag, der zweite mit Bibelspruch und Liedervers, und irgend einem guten Wort auf der Rückseite. Auch sie können empfohlen werden. Der hübsche „Immerwährende Gedenkkalender", bestimmt zum Eintrag von Geburtstagen usw., bringt gut gewählte Aussprüche von Schriftstellern des Bergstadtverlags.

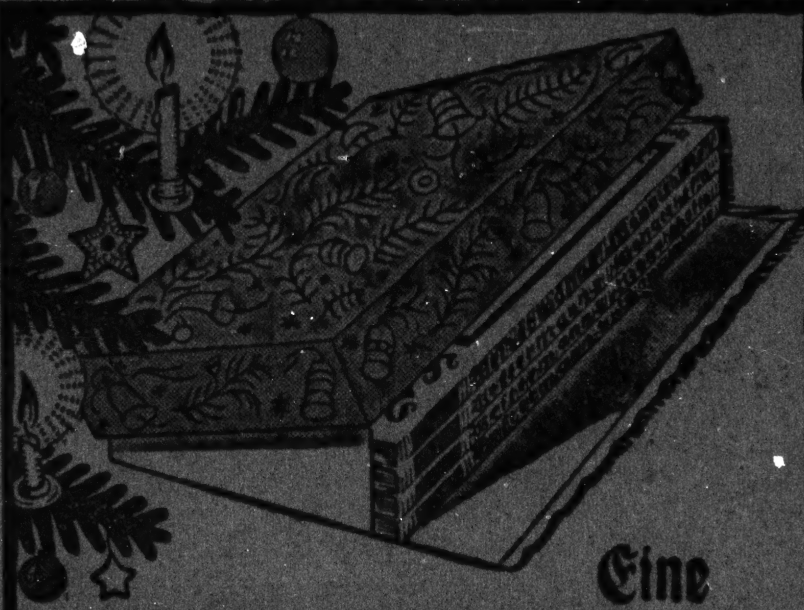
Wfr.

Zeitschriften.

Protestantische Rundschau — Protestant Review — Revue Protestante. Vierteljahrsschrift des Internationalen Verbandes zur Verteidigung und Förderung des Protestantismus. 8. Jahrgang, Heft 1. Verlag des Evangelischen Bundes, Berlin W 10. Jahresbezugspreis 6,— RM.

Das vorliegende Heft dieser ausgezeichnet geleiteten Zeitschrift bringt auf nahezu 100 Seiten einen umfangreichen Bericht über die kürzlich stattgehabte Tagung des Verbandes. Aus dem Inhalte heben wir hervor: Bischof D., Geduly, Protestantisches Innenleben; Pfarrer v. d. Heydt, Protestantischer Oeffentlichkeitswille; D. Klingemann, Lage, Aufgabe und Verantwortlichkeit des Protestantismus in der Welt; D. Fahrenhorst, Erfahrungen und Aufgaben auf dem Felde evangelischer Bewegungen; eine weitere Reihe Sonderberichte über evangelische Bewegungen in aller Welt, Tätigkeitsberichte und endlich die programmatische Schlußrede des neuen Präsidenten des Verbandes, des früheren holländischen Arbeitsministers Prof. Dr. Slotemaker de Bruine. Der Tätigkeitsbericht des Generalsekretärs enthält interessante Angaben über die Entwicklung des seit 1923 bestehenden Verbandes. — Wir möchten die Gelegenheit wahrnehmen, diese Zeitschrift, die mit ihren umfangreichen Berichten aus dem religiösen Leben in aller Welt und ihren Aufsätzen eine wertvolle Ergänzung zu unserer „Wartburg" darstellt, angelegentlichst zu empfehlen. Ni.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Fahrenhorst-Berlin.
Verlag: Evangelischer Bund, E. V., Berlin W 10, Friedrich-Wilhelm-Str. 2a.
Druck: Montanus-Druckerei, Berlin W 35, Kurfürstenstraße 146-147.



Eine entzückende Weihnachtsgabe

die noch nach Monaten neue Freude u. Überraschung für den Empfänger bringt, ist die

Weihnachtspackung des **Jubiläumsjahrgangs von Westermanns Monatsheften**

Die Packg. enthält die bis zu dem Fest erschienenen 4 Hefte (Sept.–Dez.) des Jubiläumsjahrgangs. Die jeden Monat neu erscheinenden Hefte werden nachgeliefert. – Sie können keine größere Freude machen als mit dieser vornehmen Gabe! – Bitte senden Sie den Abschnitt Ihrer Buchhandlg.

Bestellschein. Ich bestelle bei der Buchhandlung

____

____

die Weihnachtspackung d. Jubiläumsjahrgangs von Westermanns Monatsheften, sowie die Fortsetzung der Zeitschrift von Januar bis August 1931, insgesamt 12 Hefte zum Preise von M. 24,– Die Liefrg. soll in meinem Auftrage an

____

____

________________ erfolgen.

Ort und Datum

Unterschrift

Neuerscheinung

Was ist uns unsere evangelische Kirche?

Von

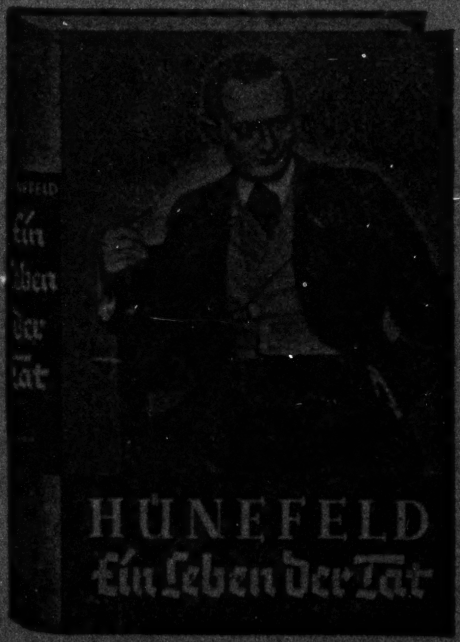
D. Dr. Martin Schian

Gr. 8⁰. 28 Seiten. 50 Pfg.

Verlag des Evangelischen Bundes

Berlin W 10

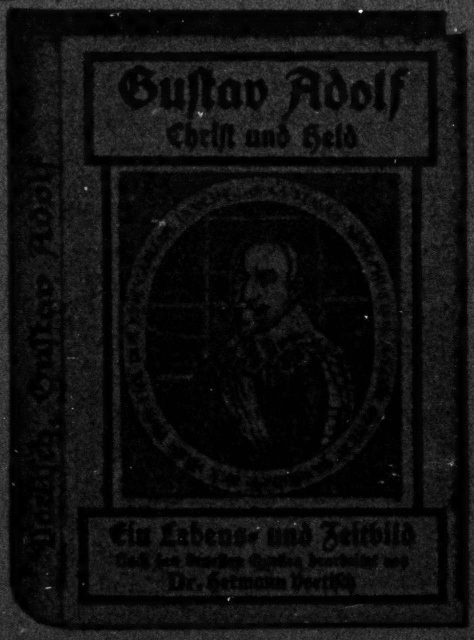
Friedrich-Wilhelm-Straße 2a



Das Lebensbuch Hünefelds! Anschaulich tritt das Charakterbild dieses Mannes der Tat in fast symbolischer Prägung hervor. Das Buch ist nicht nur unterhaltend und interessant, nicht nur das Gedächtnisbuch eines deutschen Helden, sondern wertvoll zur Klärung der geistigen Lage unserer Zeit.

Von Friedrich Walter. Mit 5 Bildtafeln.
200 S. Geschenkband in Leinen 5,80 RM.

Ernte-Verlag in Potsdam



Das Leben und Wirken des großen Königs in lebendiger, volkstümlich erzählender Form. Gustav Adolf wird als Feldherr und Diplomat gezeichnet, vor allem aber als Held des evangelischen Glaubens. Ein echtes stark fesselndes Volksbuch!

Mit einem Titelbild. 196 S. Geschenkband in Leinen **RM. 4.–**

Stiftungsverlag · Potsdam

Schönes Geschenk für den Weihnachtstisch
ein Wartburg-Spar-Versicherungsschein!

Tarifmäßige Leistungen offenkundig überlegen. Einfache und sparsame Verwaltung. Alle Überschüsse der Versicherten-Gemeinschaft.
Seitherige Entwicklung, ganz aus sich selbst heraus, bietet beste Gewähr für zusätzliche Gewinnbeteiligung von jährlich zwei Monatsraten.

Darum: Spare evangelisch!
bei dem
Wartburg-Versicherungsverein a. G. des Evangel. Bundes
Berlin W 10, Friedrich-Wilhelm-Straße 2a

Als gutes Geschenkbuch eignet sich die vor kurzem bei uns erschienene historische Novelle

Agatha Oversteen

Von Florentine Gebhardt. — 8°. 137 Seiten. M. 1.50, geb. M. 2.—

Die Erzählung, mit großer Sachkenntnis und spannend geschrieben, handelt von dem Liebesbund eines protestantischen Kunstmalers mit einer jungen Katholikin. Schauplatz ist das Rheinland. Das trefflich ausgestattete, unterhaltsame Büchlein verdient recht weit verbreitet zu werden!

Bei dieser Gelegenheit bringen wir folgende hochwertige Zeitbücher unseres Verlages in empfehlende Erinnerung:

Zur Frage einer deutsch protestantischen Politik

Von einem rheinischen Protestanten. — Gr. 8°. 159 S. M. 5.—

Evangelische Kirche und Politik

Von D. Dr. Martin Schian. — Gr. 8°. 58 Seiten. M. 1.50

Säemann-Verlag, Berlin W 10, Postscheckkonto: Berlin Nr. 46 692

Kirchen-, Konzert-, Salon-Orgeln

C. F. Walcker & Cie.
Ludwigsburg
Gegründet 1786

Bis heute über 2250 Orgeln in allen Größen nach allen Kulturstaaten der Welt geliefert.

G. Eichler, Kunstanstalt
Berlin S 42, Prinzenstraße 23
Fernruf: Moritzplatz (F. 1) 1056
Gegründet 1835

Antike und moderne Plastiken · Porträtbüsten berühmter Männer · Blumenkrippen
Kunstformerei